

ora et labora



49

Sommer 2014

Informationsblatt der Freunde der Abtei St. Marienthal



*Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang
sei der Name des Herrn gelobt*

Psalm 113,3

Titelbild

St. Marienthal, Sonnenuhr am Celsa-Pia-Haus
über der ehemaligen Gesindestube
Restauriert von Felix Hesse, Ostritz, 1984

Mitgliedschaft im Freundeskreis

Werden Sie Mitglied im Freundeskreis der Abtei St. Marienthal!

Gern senden wir Ihnen Informationsmaterial, die Satzung und den Aufnahmeantrag zu.

Impressum

- Herausgeber: Freundeskreis der Abtei St. Marienthal
Anschrift: St. Marienthal 1, D-02899 Ostritz
Telefon: 03 58 23 - 77 300 • Fax: 03 58 23 - 77 301
E-Mail: kloster-marienthal@t-online.de
www.kloster-marienthal.de
- Redaktion: Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist, Gisela Rieck
Layout und Druck: Graphische Werkstätten Zittau GmbH
Abbildungen: Abtei St. Marienthal S. 18, 20, 22, 31; Sammlung Böhmer S. 14, 16;
Christian Collet S. 27; Gottfried Eifler, Eckartsberg S. 6, 7, 8; Torsten Fechner S. 4;
Norbert Grüner Oberpfalz.net S. 29; Gisela Rieck S. 2, 10, 12, 24, 28, 30, 32 ;
Harald Neumann Titelbild und S. 5; Jana Weise S. 25; wikimedia org. S. 19, 36;
Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist 3. Umschlagseite.
rückwärtige Umschlagseite aus:
Der St. Marienthaler Psalter. Hrsg. v. H. Engelhart. Regensburg 2006, Taf. 17
zweimal jährlich
- Ausgaben:
- Preis: Mitglieder kostenlos, Nichtmitglieder 3 €, Spenden erbeten
- Bankverbindung
und Spendenkonto: LIGA BANK REGENSBURG
IBAN DE74 7509 0300 0008 2913 22
BIC GENODEF1M05

Alle Rechte liegen beim Freundeskreis der Abtei St. Marienthal und bei den Verfassern.

Inhalt

Grußworte

Für den Freundeskreis – <i>Burkhard von Hennigs</i>	2
Für den Konvent – <i>Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist</i>	3

Geistliches Wort

Wir sind gekommen, ihn anzubeten (Mt 2,2) – <i>Bischof Dr. Heiner Koch</i>	4
--	---

St. Marienthal in der Tradition der Zisterzienser

300 Jahre Kirchweih in Oberseifersdorf	5
Die Barockkirche und ihr Altar: Ausdruck des Klosterpatronats <i>Dr. Marius Winzeler</i>	
claustrum vallis sancte Marie situam Syfridisdorf	10
Wo liegt das Seifersdorf aus der Ersterwähnungsurkunde? <i>Dr. Lars-Arne Dannenberg</i>	
Klosterdörfer: Grunau und Schönfeld	11
Das Patronat des Klosters ist bis 1939 bestehen geblieben <i>Tilo Böhmer</i>	
Gabriel Ambrosius Donath	15
Vom Grunauer Gärtnerssohn zum königlichen Hofmaler in Dresden <i>Tilo Böhmer</i>	
Ein kurzes Intermezzo	17
Herzog Heinrich von Jauer herrscht über die östliche Oberlausitz <i>Gisela Rieck</i>	
Katholische Kirche und Orden im Ersten Weltkrieg	20
Religiöse Erneuerung und Aufbruch in die Moderne <i>Gisela Rieck</i>	

Vorgestellt

Burkhard von Hennigs	24
----------------------------	----

Aus dem Freundeskreis	25
Aus St. Marienthal	26
Aus Orden und Kirche	28

Namengebende Patrone der St. Marienthaler Gebäude

P. Maximilian Maria Kolbe	35
---------------------------------	----

Liebe Freunde von St. Marienthal!

Im Sommer vor acht Jahren bin ich zum ersten Mal nach langer Autofahrt von Schleswig-Holstein nach St. Marienthal gekommen und habe im malerischen Tal der Neiße ein erholendes warmes, sonnenreiches Wochenende verbracht. Ich war überwältigt von der Klosteranlage mit ihrem Zentrum, dem im besten böhmischen Barock gestalteten Klausurbau, dem großen Wirtschaftshof mit dem barocken Dreifaltigkeitsbrunnen und den zahlreichen Gebäuden, den sie umgebenden Hügeln mit dem barocken Stationsberg und sogar einem Weinberg. Vergleichbares kannte ich bisher nur aus Maulbronn oder, in Resten, aus Bad Doberan. Meine Besuche dieser und anderer mittelalterlicher Zisterzienserklöster, auch der Abtei Fontenay in Burgund, lagen schon Jahrzehnte zurück, und alle waren Mönchsklöster.



Und nun mein erster Besuch in einem Nonnenkloster! Zuerst lernte ich die jahrhundertelange Geschichte St. Marienthals sowie seine Einbindung in die Oberlausitz mit den heute politisch getrennten benachbarten Landschaften Niederschlesien und Böhmen kennen. Beeindruckend war für mich zu erfahren, wie sich das Kloster nach der ‚Wende‘ erheblich verändert, sich neuen Aufgaben in der Welt gestellt und neue Ziele gesetzt

hat: an erster Stelle 1992 die Gründung der Stiftung Internationales Begegnungszentrum (IBZ), der es zu verdanken ist, dass die überkommenen Wirtschaftsgebäude umfangreich saniert, umgebaut und modernisiert worden sind. Diese veranstaltet Tagungen im nationalen wie internationalen Rahmen und beherbergt, wie das Kloster selbst, Gäste aus vielen Ländern, vor allem aus östlichen. Sie können sich hier erholen, neue Kraft schöpfen und zwanglos Kontakt zu den Ordensfrauen und den Mitarbeitern finden. Und sie können Besuchern anderer Nationen begegnen, entsprechend dem Sinn der auf intelligente Weise für sie zu Gästehäusern umgebauten Wirtschaftsgebäude, die seit Jahrhunderten das bauliche Gesamtbild des Juwels Kloster St. Marienthal im Tal der Lausitzer Neiße prägen.

Ich grüße von Herzen den Konvent, die Mitglieder des Freundeskreises und die Leser von „ora et labora“!

Burkhard von Hennigs, Bad Oldesloe

Liebe Freunde unseres Klosters!

Es ist schon ein rechtes Jubiläumsjahr, dieses Jahr 2014. Große und kleine Persönlichkeiten gilt es zu feiern, Heilige und weniger Heilige, sowie weltlicher und religiöser Ereignisse von bleibender Bedeutung zu gedenken:

Vor 1200 Jahren starb Karl der Große, der erste westeuropäische Kaiser und der „Mann, der Europa aufräumte“ (Andreas Kilb, FAZ), der sich um Einheitlichkeit in Schrift, Sprache und Bildung, Kalender und Verwaltung bemühte, wenn auch oft mit Gewalt, und so zum Gründer des christlichen Abendlandes wurde, wie es heute weitgehend noch besteht. Ist er ein Heiliger, als der er im Bistum Aachen verehrt wird?

Die Zisterzienser dachten vor 900 Jahren (1114) wohl im Zusammenhang mit der Gründung der ersten Tochterklöster von Cîteaux darüber nach, wie die Benediktsregel einheitlich gelebt werden könnte. In der „Charta Caritatis“ wird die Lösung formuliert. Vor 770 Jahren (1244) wurde St. Marienthals erste Klosterkirche von Bischof Nikolaus von Prag geweiht. Vor 600 Jahren begann das Konstanzer Konzil (1414–1418), auf dem das Papstschiisma beendet wurde, das aber auch die Hussitenkriege auslöste.

Michelangelo Buonarroti (1475–1564), der „Querkopf mit den magischen Händen“ (Manni Michelin), starb vor 450 Jahren und hinterließ ein gewaltiges künstlerisches Erbe. Im gleichen Jahr wurden William Shakespeare (1564–1610), dem keine Not des menschlichen Herzens fremd war, und Galileo Galilei (1564–1642) geboren. Letzterer veränderte das gesamte Weltbild nachhaltig, sein Schicksal bewegt bis heute die Gemüter. Carl Philipp Emanuel Bach (1714–1788), der „Berliner“ oder „Hamburger Bach“ und wohl bekannteste der Bach-Söhne, wurde vor 300 Jahren geboren.

Der Erste Weltkrieg mit seinen bis heute nicht ganz überschaubaren Ursachen und Folgen brach vor 100 Jahren aus. Voll Dank können wir hier im „Dreiländereck“ Polen, Deutschland und Tschechien auf die friedliche Entwicklung und die EU-Osterweiterung vor zehn Jahren zurückblicken.

Und in diesem Jahr 2014 sind zwei bedeutende Päpste des vergangenen Jahrhunderts gemeinsam heilig gesprochen worden, Johannes XXIII. und Johannes Paul II.

Nach diesem kurzen und unvollständigen Rückblick grüße ich Sie herzlich mit Versen von Rainer Maria Rilke, die für alle Menschen gelten, die in Verantwortlichkeit leben und arbeiten:

„Es gibt im Grunde nur Gebete,/ so sind die Hände uns geweiht,/ dass sie nichts schufen, was nicht flehte;/ ob einer malte oder mähte,/ schon aus dem Ringen der Geräte/ entfaltete sich Frömmigkeit.“



Lorsch – wichtigstes Reichskloster Karls des Großen

Ihre Sr. M. Hildegard Zeletzki OCist, St. Marienthal

Wir sind gekommen, ihn anzubeten (Mt 2,2)

„Not lehrt beten, aber nicht anbeten“ schreibt der Philosoph Max Scheler in der Notzeit des Ersten Weltkrieges. Führt die Not wirklich zum Gebet? Lehrt Not die Menschen nicht vielmehr schimpfen und murren? Selten wächst in der Not die Anbetung. Gebet und Anbetung aber führen viel weiter, darin bezieht sich der Mensch auf Gott selbst, fällt nieder vor Gott. Doch wie soll dies geschehen, wenn der Mensch vor lauter Welt Gott aus dem Blick verliert und ein solches Sehen Gottes gar nicht mehr für notwendig hält?

Anbetung ist ein Akt der Entscheidung des Menschen: Ich bejahe, dass nichts im Leben ohne Gott existiert und dass wir ihm alles verdanken. Oft leiden wir Menschen an Gottes Unfassbarkeit und Unbegreiflichkeit, zumal in Situationen des Leides und der Not. Anbeten heißt gerade dann: in aller Demut Gott groß sein lassen. Zugleich aber betet der Christ diesen unendlich großen Gott in dem tiefen Vertrauen an, dass er – wie er es uns in Jesus Christus gezeigt hat – um jeden Menschen weiß, sich um ihn sorgt, ihn auch in allen Tränen seines Lebens und im Tod nicht allein lässt, sondern sein Leben mit ihm teilt.

In der Feier der Eucharistie findet dieser alles grundlegende Glaubensakt der Anbetung seine tiefste Begründung und seinen radikalsten Vollzug. Dass der unendliche Gott mit seinem Leib und seinem Blut in den Gestalten von Brot und Wein ganz gegenwärtig ist, sich uns gibt und wir kleine Menschen ihn, den großen Gott, empfangen, ist schier unbegreiflich. Dass er nicht vom Kreuz herabsteigt, sondern mit uns Menschen in den Tod hinabsteigt, obwohl es

ihn sein Herzblut kostet, ist zutiefst unfassbar. Dass ich ihm so wertvoll bin, dass er auch mit mir einen neuen, ewigen Bund des Lebens schließt, auf den ich mich für Zeit und Ewigkeit verlassen kann, übersteigt alle menschlichen Denkmöglichkeiten: Genau dies aber ist das Geheimnis der Eucharistie, die viel mehr ist als ein Mahl Gleichgesinnter. Welch anderen Weg soll es geben, sich diesem Geheimnis anzunähern, als den der dankbaren Anbetung in jeder heiligen Messe, nicht nur am Fronleichnamstag?



Gott ist nah in diesem Zeichen:
knieet hin und betet an.

Das Gesetz der Furcht muss weichen,
da der neue Bund begann;
Mahl der Liebe ohnegleichen:
nehmt im Glauben teil daran.

Thomas von Aquin

„Französische Monstranz“
St. Marienthal, Ende 18. Jh.

Bischof Dr. Heiner Koch, Dresden

300 Jahre Kirchweih in Oberseifersdorf

Die Barockkirche und ihr Altar: Ausdruck des Klosterpatronats

Das ehemalige Klosterdorf Oberseifersdorf auf der Höhe vor Zittau feiert 300 Jahre Kirchweih: Der Grundstein für die neue Kirche wurde am 25. April 1714 gelegt, am 27. September folgte das Richtfest, und am 21. November wurde im Rohbau der erste Gottesdienst gefeiert. Mit seiner außen und erst recht innen besonders schönen Kirche, die wir im Rahmen der St. Marienthaler Gespräche schon besucht haben, besitzt der Ort ein kostbares Juwel, das zugleich – typisch für die Oberlausitz – ein Zeichen religiöser Toleranz ist. Oberseifersdorf haben wir in der Reihe der einstigen Klosterdörfer bereits vorgestellt (s. ora et labora 40). Anlässlich des Kirchweihjubiläums hat sich der Autor speziell mit dem Altar der Kirche beschäftigt und Erstaunliches herausgefunden.



St. Martin und St. Nikolaus

Im ebenso abwechslungsreichen wie kostbaren Reigen barocker Kirchengestaltungen der Barockzeit in der Oberlausitz nimmt diejenige in Oberseifersdorf einen besonderen Platz ein. Ihr Interieur ist gleichermaßen Spiegel lebendigen Traditionsbewusstseins wie Ausdruck des fruchtbaren Spannungsfeldes zwischen der evangelischen Dorfgemeinschaft und Kirchengemeinde einerseits und der katholischen Patronats Herrschaft der Zisterzienserinnenabtei St. Marienthal andererseits.

Vollendung und Krönung – der spätbarocke Altar

Beim Eintreten in den wohlproportionierten, aber schlichten Bau des Gotteshauses, das 1714 unter Äbtissin Agnes von Hayn (reg. 1709–1720) anstelle der zu klein gewordenen gotischen Kirche errichtet wurde, ist jedes Mal das Erstaunen groß: Überraschend bietet sich eine farbenfrohe Pracht dar, eine so reiche Ausgestaltung, dass jeder Besuch zu einem festlichen Ereignis wird. Insbesondere gilt dies mit Blick auf die glanzvolle Erscheinung des großartigen Altars.

Zur Erneuerung des Kircheninnern schritt man erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts. Ein Jahr nach dem Einbau der Orgel aus der Kirche in Großschönau begann 1747 der Aufbau des neuen Altars, in den die Flügel und die beiden äußeren Schreifiguren des früheren Hochaltars integriert worden sind. Dass in Oberseifersdorf bedeutende Teile eines älteren Altars in einen neuen aufgenommen wurden, stellte keinen singulären Vorgang dar. Seit der Antike wurden



Der spätbarocke Altar

in der Kunst aus formalen, noch mehr aber aus inhaltlich-politisch-ideologischen Gründen immer wieder Spolien bewusst mit einem neuen Werk vereint und neu interpretiert. Die steinerne Mensa ist von einer mächtigen Architektur mit übereck gestellten Doppelsäulen und einem schweren Sprenggiebel überfangen worden. Die äußeren Säulen sind gedreht und nehmen damit nicht nur Bezug auf das alttestamentarische Säulenpaar Jachin und Boas im Salomonischen Tempel, sondern verweisen darüber hinaus auch auf den dieses Motiv zitierenden Baldachin Berninis über dem Grab Petri in Rom.

St. Nikolaus ist Schutzheiliger und nicht St. Gallus

Zwischen den äußeren und den inneren Säulen stehen die beiden spätgotischen Bischofsfiguren aus dem gotischen Altarschrein. Man hat sie als St. Gallus und St. Martin benannt. Bei St. Gallus, der zur Rechten der Muttergottes stand, scheint es sich um ein Missverständnis zu handeln. Üblicherweise wird er in der Kunst als Benediktiner mit einem Bären und nicht als Bischof dargestellt. Zwar wurde die Verehrung dieses Heiligen im Erzbistum Prag, wozu Oberseifersdorf mit St. Marienthal gehörte, seit der Übertragung einer Kopfreliquie von St. Gallen nach Prag 1350 propagiert. Doch lässt sich für Oberseifersdorf historisch kein Bezug zu ihm herstellen. Ein anderer Bischof scheint hingegen als Schutzheiliger für die Kirche einst eine wichtige Rolle gespielt zu haben: der hl. Nikolaus. Er wird in der Kunst der Gotik meist mit einem Hirtenstab und dem Segensgestus dargestellt, also genau wie die Schreinfigur. Ihm zu Ehren war 1475 in Zittau die älteste bekannte Glocke der Oberseifersdorfer Kirche gegossen worden. Sie trug die Inschrift: „In honore sancti Nicolai anno domini MCCCCLXXV“ – „Zu Ehren des Heiligen Nikolaus im Jahr des Herrn 1475“. Da mittelalterliche Glocken ihre Widmungen in den meisten Fällen in enger Beziehung zu den Kirchenpatroninnen erhielten und bei vielen spätgotischen Schnitzaltären die Figur zur Rechten der zentralen Muttergottes den jeweiligen Schutzheiligen darstellte, gehe ich davon aus, dass die Kirche Oberseifersdorf ursprünglich dem hl. Nikolaus geweiht war.

Krönender Abschluss: das Äbtissinnenwappen

Auf gleicher Höhe mit den beiden Bischofsfiguren erheben sich über seitlich weit auskragenden Baldachinen die stark bewegten spätbarocken Figuren Petri und Pauli, flankiert von vergoldeten Blumenbouquets am Rahmen des Altars und Flammenvasen als äußerste Abschlüsse der Altararchitektur. Zwischen den eng gestellten inneren Säulen erscheinen die Reliefs der spätgotischen Altarflügel mit den Figuren der Apostel – durch diese räumliche Inszenierung mystisch entrückt – und darüber die neu geschaffene, in üppigem Gold und Silber glänzende und dramatisch bewegte Darstellung der Himmelfahrt Christi, bekrönt von einem Schild mit der Inschrift „Joh. XX. 17. Ich fahre auf zu mei- / nem Vater und zu eu- / rem Va- / ter, zu meinem Gott und zu eurem Gott.“

Das Gebälk wird von einem Volutengiebel überfangen, der den Maßstab des Säulenunterbaus sprengt. Davor ist das Auge Gottes mit dem hebräischen Gottesnamen angebracht, von dem aus sich zahlreiche zarte Strahlen und kräftige Putti sowie geflügelte Engelsköpfchen zu einer prächtigen Gloriole vereinigen. Den krönenden Abschluss bildet das in der Größe monumentale, jedoch durch die Ausführung in durchbrochener Arbeit transparent erscheinende Wappen der St. Marienthaler Äbtissin Theresia II. Senftleben (reg. 1737–1753), überhöht schließlich von deren Insignien und überdimensionierten Initialen TS.

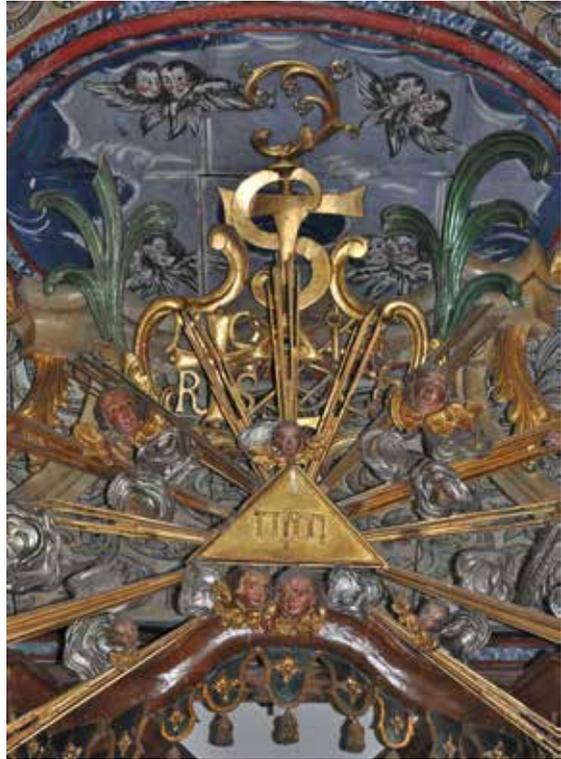
Ein Werk von Daniel Martin aus St. Marienthal

Als Schöpfer des ungewöhnlichen Altaraufbaus ist der Kunsttischler und Bildhauer Daniel Martin aus St. Marienthal überliefert. Vermutlich kamen auch die Staffierer des Altars aus dem direkten Umfeld des Klosters, denn das Wappen weist unmissverständlich daraufhin, dass die Äbtissin das Gesamtwerk in Auftrag gegeben hatte. Ihr kam als Patronatsherrin gemäß den gültigen Kollaturpflichten und -rechten traditionellerweise die Finanzierung des Altars zu. Äbtissin Theresia hatte gemeinsam mit dem hoch gebildeten und architektonisch ambitionierten Zisterziensermönch Propst Bonifacius Procházka (1740–1768 in St. Marienthal, s. ora et labora 42) aus der mährischen Zisterze Saar/Žďár nicht nur die barocke Erscheinung des Klosters St. Marienthal maßgeblich geformt, sondern auch ihr Untertanengebiet zu einer barocken Klosterlandschaft gestaltet.



St. Nikolaus

Woher Daniel Martin ursprünglich stammte, überliefern die schriftlichen Quellen nicht. Bekannt ist nur, dass er 1700 oder 1701 geboren wurde und seit den 1740er Jahren im Kloster St. Marienthal ansässig war. In Klosterfreiheit starb er am 30. Januar 1776. Fehlen bisher auch schriftliche Nachweise für weitere Werke seiner Hand, so ermöglicht der Vergleich seines Altars in Oberseifersdorf mit zeitgenössischen Werken aus dem Umfeld St. Marienthals doch bisher entgangene Zusammenhänge, die wiederum zu neuen Erkenntnissen über sein Schaffen und zu Vermutungen über seine Herkunft führen. Es dürfte unzweifelhaft sein, dass Daniel Martin auch als Schöpfer der beiden großen Seitenaltäre in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Ostritz anzusehen ist.



Insignien über dem Wappen von Äbtissin Theresia II.

Ihr architektonischer Aufbau und ihre formale Konzeption, ihr Dekor und ihr Skulpturenschmuck sind so eng mit dem Oberseifersdorfer Retabel verwandt, dass eine andere Autorschaft ausgeschlossen werden kann.

Des Weiteren dürfte Daniel Martin um 1743–1750 die thronartigen Aufsätze der Sitze für Äbtissin und Priorin im Kapitelsaal der Abtei geschaffen haben, die sich durch ihren Rocailleschmuck und ehemals vergoldete Reliefs mit Darstellungen des Wappens von Äbtissin Theresia II. Senftleben und der thronenden Muttergottes mit Kind auszeichnen. Auch die nur fotografisch überlieferte Spätbarockkanzel der Klosterkirche könnte sein Werk gewesen sein. Ebenso verraten die charakteristischen Ornamente an kunstvollen Schränken in der Abtei und Propstei seine Handschrift. Vor allem aber möchte ich ihm die Ausstattung des 1752 vollendeten Bibliotheksaales mit den durchbrochenen Brüstungen und Aufsatzstatuetten, den reich gerahmten Tituli über den mit geschnitzten Baldachinen versehenen Regalen sowie den Türeinfassungen zuschreiben. In den Details kehren auch dort Ornamentformen des Oberseifersdorfer Retabels wieder; auffällig und offenbar als persönliche Vorliebe des Künstlers sind die gedrehten Holzsäulen am Mitteldurchgang der Längsseite zu werten.

Einflüsse aus Südtirol und aus Neuzelle

Über diese ansonsten in der Oberlausitz wenig bekannten Details sowie über die Charakteristik des Ornamentschmucks lassen sich nun auch Hypothesen zur Herkunft von Martin anstellen. Zunächst lässt sich allgemein eine stilistische Verwurzelung der genannten Werke im böhmisch-mährischen Spätbarock feststellen. Außerdem kann eine Beziehung zu den Arbeiten des aus Burgeis in Südtirol stammenden Bildhauers Gregor Theny, der um 1720–1730 die Ausstattung des oben genannten mährischen Klosters Saar/Žďár prägte, geltend gemacht werden.

Im Detail allerdings, mit dem übergroßen Reichtum und der Kleinteiligkeit der Formen scheint eine weitere Prägung dazu gekommen zu sein - jene von Neuzelle, wo süddeutsche und böhmische Künstler in der Regierungszeit des Abtes Martinus Graff (1727–1741) eine Kirchengestaltung von unerreichter Opulenz schufen. Deren Motive sind auch für die Altäre Daniel Martins typisch. Unter den wenigen für Neuzelle überlieferten Namen taucht der seine zwar nicht auf, aber es spricht vieles dafür, dass er in jungen Jahren bei den dort tätigen Altarbauern, Tischlern und Schnitzern wie dem Bildhauer Antonius Eckert gelernt und mitgewirkt hatte. Nach Vollendung der Arbeiten in Neuzelle 1741 könnte Daniel Martin auf Empfehlung des Abtes nach St. Marienthal gelangt sein, wo er nunmehr selbstständig tätig wurde. Dass eines seiner möglicherweise ersten großen Werke für eine evangelische Kirche, die von Oberseifersdorf, bestimmt war, ist mit Blick auf Neuzelle und die konfessionsgeschichtliche Konstellation in beiden Lausitzen besonders bemerkenswert.

Vormacht der Äbtissin im evangelischen Kirchenraum

Mit dem kostbaren Altaraufsatz schenkte Äbtissin Theresia II. der evangelischen Gemeinde Oberseifersdorf nicht nur ein überaus prächtiges Kunstwerk, sondern sie ließ damit auch ein Manifest ihrer Patronatsherrschaft und ihres geistlichen Anspruchs errichten. Und der Kunsttischler Daniel Martin verstand es, die klösterlichen Ambitionen klug und bildstark umzusetzen: zu einem monumentalen Kunstwerk, dessen Erscheinung als konfessionspolitische und mit der geschickten Einbeziehung spätgotischer Altarteile auch historisch legitimierte Inszenierung der katholischen Vormacht im evangelischen Kirchenraum zu verstehen ist. Dass man in Oberseifersdorf mit einigem Stolz auf den prächtigen Altar blickte, belegt der Umstand, dass die Kosten für die Staffierung in erheblichem Umfang von den evangelischen Gemeindegliedern selbst bezahlt worden sind.

Dr. Marius Winzeler, Zittau

Literatur beim Verfasser.

Ein umfangreicherer Beitrag des Autors zum selben Thema findet sich in der Festschrift zum 300. Kirchweihjubiläum von Oberseifersdorf. Er ist Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Magirius zum 80. Geburtstag gewidmet.

claustrum vallis sancte Marie situam Syfridisdorf

Wo liegt das Seifersdorf aus der Ersterwähnungsurkunde?

Laut der Ersterwähnungsurkunde des Klosters St. Marienthal hat Königin Kunigunde von Böhmen den Jungfrauen und Dienerinnen Gottes, die unter den Gewohnheiten und der Disziplin des Zisterzienserordens lebten, 1234 das Dorf Seifersdorf mit allem Zubehör („Syfridistorph cum omnibus pertinenciis suis“) übertragen. Erst im 20. Jahrhundert kam es in der Forschung zu Irritationen über die Lage jenes ominösen Sifridisdorf oder Seifersdorf. Sollte es sich nicht um das heute verwüstete Dorf unweit des Klosters, sondern um Niederseifersdorf bei Reichenbach gehandelt haben? Und was ist mit Oberseifersdorf?

Nieder- und Oberseifersdorf können es nicht gewesen sein

Was sagen die Quellen? Noch bis in das 15. Jahrhundert hinein wurde das Kloster als quae vocatur Sifersdorf oder situam Syfridisdorf bezeichnet, danach verschwand diese Ortsangabe aus den Urkunden. Das Kloster stand folglich nahe einem Dorf Seifersdorf. Aber welches war das?

Niederseifersdorf im Weichbild von Görlitz hatte Johannes Bauermann dafür vorgeschlagen, und Herbert Helbig und Manfred Kobuch waren ihm gefolgt. Dieser Ort scheidet aber schon deswegen aus, weil von einer Verlegung des Klosters – was bei den frühen Zisterziensern durchaus üblich war – von (Nieder-)Seifersdorf an seinen heutigen Standort nichts bekannt ist.

Und auch die üppigen Besitz- und Nutzungsrechte von 1234 sprechen gegen Niederseifersdorf, denn sie umfassten Gewässer, womit vermutlich Nutzungsrechte am Fluss gemeint waren, mehrere Mühlen (molendini) mit den dazugehörigen Mühlgräben (aquarum decursibus) sowie Fischereirechte (piscacionibus). Das alles deutet auf einen wasser- und fischreichen Fluss hin. (Nieder-)Seifersdorf liegt aber am Schwarzen Schöps, der auch vor 800 Jahren kaum mehr als ein kleiner Bach war.

Niederseifersdorf wird außerdem erst 1239 urkundlich erwähnt, als König Wenzel dem Kloster auf Bitten seiner Frau den Besitz der später sogenannten Niedergüter Ödernitz, Attendorf, Melau-



Denkmal der Klosterherrschaft bei Sifridisdorf

ne, Meuselwitz, Gurigk, Borda, Prachenau und auch Seifersdorf bestätigte (s. ora et labora 45 u. 46). Den Zusatz Nieder-Seifersdorf erhielt das Dorf viel später im 16./17. Jahrhundert zur Unterscheidung vom gebirgig gelegenen Ober-Seifersdorf bei Zittau, wie sich den Rechnungsbüchern des Klosters entnehmen lässt.

Oberseifersdorf hatte das Kloster gar erst 1267 von Ritter Reinko von Temritz erworben (s. ora et labora 40) und kommt also erst recht nicht in Frage.

Sifridisdorf war erstes Stiftsdorf

Und Sifridisdorf oder Siegfriedsdorf, das einstige eineinhalb Kilometer südlich von St. Marienthal gelegene Dorf, dessen Fluren von der Höhe bis hinunter zur Neiße reichten und von dem noch kleine Spuren, zum Beispiel ein Brunnen, im Wald zu finden sind? Dabei handelt es sich zweifellos um das in der Ersterwähnungsurkunde genannte Sifridisdorf. Es ist irgendwann im 15. Jahrhundert von seinen Bewohnern aufgegeben worden und untergegangen. Ob dafür die Heerzüge der Hussiten verantwortlich waren oder aber, wie vielfach üblich, der allgemeine Bevölkerungsrückgang aufgrund von Missernten und lang anhaltenden Schlechtwetterperioden, ist ungeklärt.

Dr. Lars-Arne Dannenberg, Königsbrück

Klosterdörfer: Grunau und Schönfeld

Das Patronat des Klosters ist bis 1939 bestehen geblieben

Von den jenseits der Neiße, heute auf polnischem Gebiet liegenden ehemaligen Klosterdörfern haben wir Reichenau/Bogatynia, Seitendorf/Zatonie, Blumberg/Bratków und Rusdorf/Posada bereits vorgestellt. Mit Grunau/Krzewina und Schönfeld/Lutogniewice wollen wir nach kurzer Unterbrechung die Reihe fortsetzen. Trotz ihrer räumlichen Nähe zu St. Marienthal sind beide Dörfer relativ spät in den Besitz des Klosters gekommen. Da sie von jeher durch das gemeinsame Kirchspiel eng miteinander verbunden gewesen sind, fassen wir sie auch in unserer Reihe über die ehemaligen Klosterdörfer zusammen.

Grunau

Die erste urkundliche Erwähnung findet sich 1294 in einer Urkunde des Klosters St. Marienthal, in der Grunau als zum Gericht Ostritz gehörig aufgeführt wird. Nach dem Ort nannte sich das ritterliche Geschlecht derer von Grunau. Deinhard von Grunau, der vermutlich kinderlos blieb, verkaufte Grunau um 1380 an Nicol Panczer von Smodyn, von dem es kurze Zeit später Heinrich von Kyaw auf Reibersdorf erworben haben muss. 1396 kauft Äbtissin Euphemia (reg. 1388–1399) das Dorf von Heinrich von Kyaw für das Kloster St. Marienthal „mit Vorwerk, Gerichten, Zinsen, Steuern, Äckern und Wiesen“.

Durch das Gesetz über Ablösungen und Gemeinheitsteilungen vom 17. März 1832 wurden die Dienstleistungen (Frondienste) an das Kloster 1833 formell abgeschafft, die finanzielle Ablösung der Erbuntertänigkeit zog sich noch mehr als zwei Jahrzehnte hin. Mit dem Übergang der Gerichtsbarkeit an den Staat im Jahre 1855 endete die 459-jährige Klosterherrschaft für Grunau und Schönfeld. Das katholische Patronat hat das Kloster jedoch bis 1939 behalten (s. ora et labora 46).

Pfarrkirche Johannes der Täufer

Es gab schon eine aus Holz gebaute Pfarrkirche, die auch nach der Reformation katholisch blieb. 1739/40 erhielt die Gemeinde die neue, noch heute bestehende Kirche „Johannes der Täufer“. Auch dank der Renovierungen in den 1960er und 1990er Jahren ist sie mit ihrem leuchtend weißen Anstrich weithin sichtbar. Auf einer Anhöhe gelegen, bietet sie von allen Seiten einen reizvollen Anblick. Von der Nordseite her wirkt sie durch die ringförmige Friedhofsmauer wie eine Wehrkirche. Zum Pfarrbezirk Grunau gehörten die Katholiken der Gemeinden Grunau und Schönfeld, und auch die katholischen Einwohner von Trattlau, Wanscha und Reutnitz waren ihm zugewiesen.



Grunau/Krzewina

Das ursprüngliche Altarbild, das die Enthauptung Johannes des Täufers darstellte, schuf Gabriel Ambrosius Donath 1740 für seine Heimatkirche. Da dieses Bild der Gemeinde zu düster war, gab sie bei dem Ostritzer Maler Ambros Wagner ein neues Altargemälde in Auftrag. Es stellt Johannes den Täufer am Jordan dar und wurde 1871 anstelle des Donathschen Bildes angebracht.

Das ursprüngliche Altarbild, das die Enthauptung Johannes des Täufers darstellte, schuf Gabriel Ambrosius Donath 1740 für seine Heimatkirche. Da dieses Bild der Gemeinde zu düster war, gab sie bei dem Ostritzer Maler Ambros Wagner ein neues Altargemälde in Auftrag. Es stellt Johannes den Täufer am Jordan dar und wurde 1871 anstelle des Donathschen Bildes angebracht.

Waisenhaus und Krankenhaus

1857 eröffnete Äbtissin Gabriela Marschner (reg. 1856–1883) im Herrenhaus des Klostergrundes Grunau ein Waisenhaus mit anfangs 18 Waisenmädchen. Bereits 1866 wurden sie in das Kloster selbst verlegt, und die frei gewordenen Räumlichkeiten überließ man unentgeltlich dem Albertverein zur Errichtung eines Krankenhauses, dessen Leitung die Barmherzigen Schwestern von der Kongregation des Hl. Karl Borromäus übernahmen. 1896 wurden bedeutende bauliche Veränderungen zugunsten der Funktionalität des Krankenhauses vorgenommen. 1904 baute man den nördlichen Flügel zu Krankenzimmern aus und errichtete neue Wirtschaftsgebäude, 1906 das neue Isolierhaus. Während beider Weltkriege diente das Krankenhaus als Lazarett.

Die Gäbler-Mühle

Unmittelbar an der Bahnlinie Zittau-Görlitz neben dem Krankenhaus stand die Mahl- und Schneidemühle von Ernst Müller, im Volksmund nach einem früheren Besitzer „Gäbler-Mühle“ genannt. Als Mühlenbesitzer betrieb er zugleich eine Mehl- und Getreidehandlung. Nach seinem Tod wurde der Mahlbetrieb noch einige Jahre unter dem Namen „Ernst Müllers Erben“ fortgeführt, jedoch um 1914 eingestellt. Das Grundstück erwarb Otto Rau, der auf dem Gelände eine Spinnerei und Reißerei einrichtete, die bis in die dreißiger Jahre bestand. Nach dem Konkurs der Fa. Rau übernahm die Mechanische Weberei Altstadt (MEWA) das Fabrikgelände.

Nach der Machtergreifung durch die NSDAP entstand auf den Neißewiesen unterhalb des Ortes ein Lager des Reichsarbeitsdienstes (RAD). Darin waren jeweils für ein halbes Jahr junge Frauen, die auf den Bauernhöfen und Gewerbebetrieben der umliegenden Dörfer ihren Arbeitsdienst verrichteten, untergebracht.

Schönfeld

Erstmalig im Jahre 1294 als „Schonynfeldt“ urkundlich erwähnt, zerfiel der Ort im Mittelalter in zwei Hälften, von denen die eine zum Zittauer und die andere zum Görlitzer Weichbild gehörte. Den ersten Teil erwarb das Kloster 1396 zusammen mit Grunau von Heinrich von Kyaw. Den anderen Teil erwarb die Äbtissin Margaretha II. von Gersdorf (reg. 1399–1413) von ihren Brüdern Nickel und Baltzer von Gersdorf(f) auf Tauchritz im Jahre 1408. Dieser Teil muss aber kurze Zeit später, vermutlich nach den Hussitenkriegen, wieder verkauft worden sein. 1461 wird als Besitzer Christoph Hoberg auf Berna genannt. Nachdem die Familien von Dohna und von Kyaw kurzzeitig Besitzer dieses Teiles von Schönfeld waren, gelangte er 1502 wiederum an die von Gersdorf(f) auf Tauchritz, die ihn 1508 erneut an das Kloster verkauften. Von jetzt an blieb das Dorf vereint, aber noch lange unterschied man Alt- und Neu-Schönfeld. Aus Geldmangel wurde Schönfeld 1547 an den Klostersvogt Adam von Penzig verpfändet, aber 1578 wieder eingelöst. Seitdem war Schönfeld, ebenso wie Grunau, ununterbrochen Klosterdorf.

Gemeinsame Kirche und Schule mit Grunau

Schon aus den gemeinsamen Besitzverhältnissen von Alt-Schönfeld und Grunau ergeben sich die engen Verbindungen beider Orte zueinander. So ist es nicht verwunderlich, dass die Schönfelder von alters her nach Grunau in die Kirche und Schule gingen. Erst 1857 erhielt die Gemeinde eine sogenannte Winterschule, in der in den Wintermonaten die Kinder der ersten vier Schuljahre unterrichtet wurden. 1872 bekam Schönfeld einen eigenen Lehrer, der schon in den ersten Jahren 67 Kinder unterrichtete. 1874 konnte das neue Schulhaus mit besseren Unterrichtsbedingungen eingeweiht werden.

Enge Verbindung nach Böhmen

Die Grenzlage zu Böhmen brachte es mit sich, dass im Ort eine Grenzwaiche stationiert und 1882 ein Zollamt errichtet wurden. Gleichwohl gab es gute Beziehungen zu dem benachbarten böhmischen Engelsdorf/Andelka, wo schon unsere Vorfahren gern ein böhmisch-



Schönfeld/Lutogniewice

sches Bier tranken. Der gemeinsame Glaube und dieselbe Sprache verbanden die Ostritzer Katholiken mit den Nachbarn in den böhmischen Ortschaften des Friedländer Bezirks. Viele Ehen zwischen deutschen und böhmischen Katholiken zeugen davon.

Auch fanden zu Beginn des 20. Jahrhunderts zahlreiche Deutschböhmen und Tschechen Arbeit in den Ostritzer Betrieben. Sie kamen täglich meist zu Fuß von Engelsdorf über Schönfeld und Grunau nach Ostritz, denn an dieser schmalsten Stelle sind es nur drei Kilometer von der böhmischen Grenze bis ins „Städtel“. Natürlich blühte der Schmuggel, die „Pascherei“. Das änderte sich auch nicht, als 1919 aus Böhmen die Tschechoslowakei und dadurch die Grenze zur Barriere im eigentlichen Wortsinn wurde: Der kleine Grenzverkehr und illegale Wege über die Grenze hinweg waren weiterhin gang und gäbe.

Mit der Öffnung des Grenzübergangs nach Polen im Jahr 1995 und des polnisch-tschechischen Fußgängerübergangs nach Engelsdorf/Andělka im Jahr 1998 ist es wieder möglich, auf kürzestem Wege zu zu Fuß oder mit dem Fahrrad durch Grunau/Krzewina und Schönfeld/Lutogniewice nach Tschechien zu gelangen, in Engelsdorf/Andělka einzukehren oder ca. 25 Kilometer weiter nach Friedland/Frýdlant zum berühmten Wallenstein-Schloss zu radeln.

Tilo Böhmer, Ostritz

Gabriel Ambrosius Donath

Vom Grunauer Gärtnersohn zum Königlichen Hofmaler in Dresden

Aus dem ehemaligen Klosterdorf Grunau, das wir in diesem Heft vorstellen, stammt der Maler Gabriel Ambrosius Donath (1684–1760). Viele seiner Werke sind bekannt, einige befanden sich im Kloster St. Marienthal, in Ostritz und Görlitz, aber nur wenige sind erhalten geblieben und vereinzelt in größeren Museen zu finden. Der Maler ist zu Unrecht fast vergessen.

Groß durch Kunst und Gelehrsamkeit

Der Görlitzer Gymnasialdirektor Samuel Grosser würdigte Gabriel Ambrosius Donath 1714 in den ‚Lausitzischen Merckwürdigkeiten‘ so: „Donath, der Maler, ist groß durch seine Kunst doch noch größer durch die Gelehrsamkeit, am größten aber durch den Geist. ...“

Nur wenig wissen wir über die Kindheit von Gabriel Ambrosius Hieronymus Donath in Grunau, nicht einmal sein genaues Geburtsdatum ist bekannt, denn die Kirchenbücher der Zeit vor 1700 sind im 19. Jahrhundert verloren gegangen. Sein Geburtsjahr 1684 ergibt sich aus seinen Selbstbildnissen, die er in Dresden schuf und mit Jahreszahl und Altersangabe versah. Immerhin kennen wir seine Eltern und Großeltern, die er auf zwei 83 x 67 cm großen Bildern verewigt und seinem Heimatpfarramt Grunau im Jahre 1756 geschenkt hat. Ein drittes Bild zeigt das Totenschild seiner Ehefrau Anna Apollonia von 1757.

Sicher besuchte Donath zunächst die katholische Volksschule seiner Gemeinde, wo er noch nicht durch seine künstlerische, sondern durch seine intellektuelle Begabung auffiel. Üblicherweise erhielten die katholischen Jungen aus konfessionellen Gründen ihre Bildung im benachbarten Böhmen. Er könnte der in den Listen des Seminars Leitmeritz 1700 genannte „Daniel(!) Ambrosus Dunth. Lusata Kronaviensis“ sein.

Gesichert ist auch, dass er sich als „Gabriel Ambrosius Dunth, Lusata Grunaviensis“ an der Universität Prag eingeschrieben und Philosophie und Rechtswissenschaft gehört hat. In Prag, wo zu seiner Zeit eine Malerschule für Kirchenbilder blühte, dürfte er sein malerisches Talent entdeckt haben. Er hängte die Juristerei an den Nagel und lebte fortan ganz der Malerei.

Am 28. September 1705 verheiratete er sich mit der sechs Jahre älteren Anna Apollonia Freydenreich aus Remblingen im Würzburgischen und kehrte kurz darauf in seine Oberlausitzer Heimat, nach Görlitz, der zu dieser Zeit reichsten Sechsstadt, zurück. Er widmete sich vorwiegend der Porträtmalerei und bekam bald Aufträge aus der ganzen Oberlausitz. Viele seiner Bilder malte er auf Metallplatten, andere auf Holz. Aus seiner Görlitzer Zeit sind das Porträt des Bürgermeisters Emmerich und zwei Ansichten des Heiligen Grabes überliefert. 1719 schuf er für die Ostritzer Pfarrkirche Deckengemälde mit Darstellungen aus der Offenbarung des Johannes; 1873 mussten sie einer Kassettendecke weichen.

Aufstieg in der Residenzstadt

Um 1730 zog er in die Residenzstadt Dresden, wo er sich bessere Verdienstmöglichkeiten erhoffte. Da es neben dem bekannten Louis de Silvestre weitere gute Porträtmaler in der Stadt gab, verzichtete Donath auf diese Art der Malerei und wandte sich kleinen Bildchen zu, die damals in Mode waren. Im Kurfürstenpaar Friedrich August II. und Maria Josepha fand er großzügige Gönner. Belegt ist, dass er am 16. März 1734 der Kurfürstin einen Besuch abstattete, um ihr ein Gemälde zu überreichen. Kurze Zeit später, vermutlich 1736, erhielt er den Titel des Kabinettsmalers Ihrer Majestät der Königin.

Vielleicht gab er sich gerade deswegen als Sonderling: Er rasierte sich nicht mehr und musste seinen

Bart beim Malen nach hinten binden. Hinzu kam seine seltsame Kleidung nach ungarischer Art, sodass man ihn für einen Ausländer oder Juden hielt. Damit die Wache ihn beim Passieren der Stadttore erkennen konnte, durfte Donath auf der Hauptwache am Neumarkt sein Bildnis anbringen.

Trotz seines Aufstiegs blieb Gabriel Ambrosius Donath seiner Heimat immer eng verbunden. Als Grunau 1739/40 eine neue Kirche erhielt, malte er unentgeltlich das Altarbild. Die eingangs erwähnten Gemälde Donaths hat Cornelius Gurlitt Anfang des 20. Jahrhunderts besichtigt und beschrieben. Die beiden Bilder seiner Eltern und Großeltern wurden 1935 in der Ausstellung „Alt-Lausitzer Kunst“ in Bautzen als Leihgabe der katholischen Kirche Grunau gezeigt. Es war auch aus dem Kloster St. Marienthal ein von Donath gemalter 96,5 x 104,5 cm großer Kaminvorsatz zu sehen, auf dem folgende römische Episode dargestellt ist: Die Gesandten der Samniter suchen den Manius Curius Denatus auf. Was nach 1945 aus diesen Werken geworden ist und ob sie noch existieren, ist nicht bekannt.



Selbstbildnis Donaths von 1758 in seiner typischen Kleidung

Nur noch wenige Kunstliebhaber kennen den Maler

1755 feierte Gabriel Ambrosius Donath in der Dresdner Hofkirche in Anwesenheit von König und Königin und anderen hohen Persönlichkeiten das seltene Fest der Goldenen Hochzeit. Zwei Jahre später starb seine Ehefrau. Gabriel Ambrosius Donath folgte ihr im Januar 1760; er wurde am 24. Januar auf dem römisch-katholischen Begräbnisplatz bestattet. Die Ehe scheint kinderlos geblieben zu sein.

Im 19. Jahrhundert änderte sich der Kunstgeschmack. Donaths Werke wurden gering geschätzt, entfernt und gerieten in Vergessenheit. Die auf Metall gemalten Bilder, von denen die Farbe abblätterte, wurden als altes Kupfer verkauft. Nur wenige seiner Bilder haben sich in großen Museen wie in Dresden, Gotha, aber auch in Warschau erhalten. Heute ist Gabriel Ambrosius Donath zu Unrecht nur noch einem kleinen Kreis von Kunstliebhabern ein Begriff.

Tilo Böhmer, Ostritz

Quellen

Gurlitt, Cornelius: *Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen*. 29. Heft Amtshauptmannschaft Zittau. Dresden 1906. – *Katalog der Ausstellung Alt-Lausitzer Kunst im Stadtmuseum Bautzen*. Bautzen 1935. – Mälzer, Bernd: *Zum 240. Todestag des Grunauer Malers Gabriel Ambrosius Donath*. In: *Zittauer Geschichtsblätter Heft 3+4/2000*. Zittau–Görlitz. – Müller, Gustav Otto: *Vergessene und halbvergessene Dresdner Künstler des vorigen Jahrhunderts*. XI. *Gabriel Ambrosius Donath*. Dresden 1895.

Ein kurzes Intermezzo

Herzog Heinrich von Jauer herrscht über die östliche Oberlausitz

In die Darstellung der Burggrafen von Dohna im Weihnachtsheft hat sich unter die Abbildung der Siegel der ‚kleinen Stifterfamilie‘ von St. Marienthal auch ein Siegel des Herzogs Heinrich von Jauer eingeschlichen. Gar nicht zu unrecht, wie unsere Nachforschungen ergeben haben, denn mit Heinrich übte das schlesische Herzogtum Jauer von 1319 bis zu seinem Tod 1346 die Herrschaft über die östliche Oberlausitz aus, und aus der Zeit stammen St. Marienthaler Urkunden von ihm.

St. Marienthaler Urkunden von Heinrich von Jauer

Vier Urkunden von Heinrich von Jauer oder Heinrich von Schlesien, wie er auch genannt wird, finden sich im „Diplomatarium – Die Urkunden des Königlichen Jungfrauenstifts und Klosters Cistercienser-Ordens zu St. Marienthal“ (1902) von P. Richard Doehler. Sie stammen aus den Jahren zwischen 1322 und 1338 und sind in Görlitz und Zittau ausgestellt. Darin geht es um die Übergabe von Waldbesitz und um kleinere jährliche Einkünfte an das Kloster. Es sind also keine weltbewegenden Dinge, die Herzog Heinrich beurkundet hat. Doch sind sie ein Beleg für die Herrschaft des schlesischen Herzogs von Jauer über die Region um St. Marienthal von 1319 bis zu seinem Tod im Jahr 1346. Auf die wechselnden

Verbindungen zwischen den beiden Herzogtümern Jauer und Schweidnitz wollen wir hier nicht eingehen.

Die Urkunde, deren Siegel wir im letzten ‚ora et labora‘ abgebildet haben, lautet:

1327, September 29. In der Nähe von Zittau

„Herzog Heinrich von Schlesien beurkundet, daß die Brüder von Donyin wegen des Verkaufs von 11 Mark 11 Groschen Zins in Altstadt sich mit dem Kloster St. Marienthal dahin geeinigt, daß letzteres ihnen noch 20 Mark zur Kaufsumme von 100 Mark zulege, wonach der Kauf gültig sein solle.“



Siegel Heinrichs von Jauer und der Burggrafen von Dohna

Herrschaftszeit zwischen Brandenburg und Böhmen

Heinrich (um 1294–1346) stammte aus dem Geschlecht der schlesischen Piasten. Er war der Sohn von Herzog Bolko I. von Schweidnitz und Beatrix von Brandenburg und verheiratet mit der böhmischen Prinzessin Agnes, Tochter von König Wenzel II. und Stiefschwester von Elisabeth, der Frau von Johann von Luxemburg (s. „Die königliche Hochzeit 1310“, ora et labora 46).

Heinrich hatte von seiner Mutter, Beatrix von Brandenburg, einen Teil des Erbes der Askanier in der Lausitz bekommen. 1319, nach dem Tod Woldemars, des letzten als Markgraf von Brandenburg regierenden Askaniers, machten sowohl Heinrich von Jauer als auch sein Schwager König Johann von Böhmen ihre Ansprüche auf die Oberlausitz geltend. Es ging zunächst nicht friedlich zu zwischen den beiden Schwägern. Während das Bautzner Land König Johann huldigte, brachte sich Heinrich in den Besitz des an sein Herzogtum angrenzenden Landes Görlitz mit den Städten Görlitz und Lauban und dem Queiskreis. Beide Herrscher verteilten reichlich Privilegien an die Städte und Klöster. Um seine Ansprüche

zu sichern, gründete Heinrich 1320 das Magdalenerinnenkloster in Lauban und besetzte es mit Nonnen aus dem in seinem Herzogtum gelegenen Naumburg am Queis.

Schließlich einigten sich die beiden: Heinrich, der noch ohne Erben war, sollte das Land Görlitz auf Lebenszeit behalten, musste dafür allerdings den Queiskreis abtreten, den Johann sofort der Verwaltung seines Bautzner Landvogts unterstellte. Von daher rührt die merkwürdige administrative Verschiebung dieser Gebiete. Heinrich erhielt das Land Zittau mit den Burgen Oybin und Rohnau zur Nutzung. Das gilt übrigens als deutlicher Beleg dafür, dass Zittau nicht ursprünglich zum Königreich Böhmen gehörte, sondern „Verschiebemasse“ war und sich z. B. für Verpfändungen anbot, denn Johann hätte mit Sicherheit keine Kernbestandteile seines Reichs abgetreten. Er löste das Land Zittau aber wieder von Heinrich schon zu dessen Lebzeiten. 1325 bestätigte König Johann diese Einigung mit seinem Schwager vor dem deutschen König Ludwig dem Bayern, der daraufhin Heinrich belehnte. Da Heinrich 1346 söhne- und erbenlos starb, fiel das Land Görlitz zurück an die böhmische Krone. In der Erbmasse waren außerdem Glogau und Kanth enthalten.

Das Herzogtum Jauer erhielt Heinrichs Neffe Bolko II., der letzte piastische Herzog von Schweidnitz-Jauer. Da seine Ehe mit Agnes von Habsburg ebenfalls kinderlos blieb, vermachte er das Herzogtum seiner Nichte Anna von Schweidnitz, der dritten Frau von Kaiser Karl IV. und Mutter von König Wenzel IV., wodurch Frieden und Freundschaft zwischen dem Herzog und dem Kaiser entstanden. Durch Anna kam das Herzogtum schließlich nach Bolkos Tod 1368 an die Krone Böhmens, unmittelbar allerdings erst 1392, nach dem Tod der Witwe Bolkos, die ein lebenslanges Nießrecht über das Herzogtum besaß. Damit war ein weiteres der schlesischen Herzogtümer an Böhmen gelangt; andere waren bereits vor 1335 als Lehen an Böhmen übergeben worden. Die letzten schlesischen Piasten von Liegnitz, Wohlau und Brieg starben im 17. Jahrhundert aus.

Der schlesische Adler im Zittauer Stadtwappen

Noch eindrucksvoller als in den St. Marienthaler Urkunden hat sich Heinrich von Jauer in Zittau verewigt, denn ihm verdankt die Stadt den schwarzen schlesischen Adler auf goldenem Grund in ihrem Wappen. Der Herzog hatte ihn als Belohnung dafür verliehen, dass die Bürger ihm 1337 halfen, die Burg Tollenstein zu erobern. Am 6. Januar 1337 beurkundete er einen mit König Johann von Böhmen geschlossenen Vertrag über „Kriegshülfe“, die dem König zu leisten sei. Den doppelschweifigen silbernen böhmischen Löwen, der auf rotem Grund im Stadtwappen abgebildet ist, verlieh König Johann der Stadt.



Gisela Rieck, St. Marienthal

Wir danken Herrn Dr. Lars-Arne Dannenberg für Ergänzungen und Korrekturen.

Katholische Kirche und Orden im Ersten Weltkrieg

Religiöse Erneuerung und Aufbruch in die Moderne

Der Erste Weltkrieg, an dessen Ausbruch vor 100 Jahren allenthalben erinnert wird, ist uns viel weniger präsent und bekannt als der Zweite. Täglich wird über neue Ausstellungen und Veröffentlichungen zu Themen berichtet, welche die Zeit von 1914 bis 1918, der unausweichlich Schlimmeres folge musste, besser verständlich machen sollen.

Wir wollen hier, mit Mut zur Kürze, der Frage nachgehen, wie sich der totale politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Zusammenbruch auf die katholische Kirche und insbesondere die Orden ausgewirkt hat.

Aus St. Marienthal und seiner Umgebung ist noch wenig über den Ersten Weltkrieg zu erfahren, die Erinnerungen sind kaum gegenwärtig. Die Kriegshandlungen haben sich in weiter Ferne abgespielt, aber viele Familien waren doch direkt betroffen. Allein in dem kleinen Ort Ostritz gab es fast 100 Gefallene und Vermisste, unter ihnen auch die Krankenschwester Martha Pischel, zu lesen auf den Tafeln des Kriegerdenkmals oberhalb des Friedhofs. Über den Namen steht der Spruch geschrieben: „Die Treue, sie ist kein leerer Wahn. Ostritz gedenkt seiner Toten“. Er ist verziert mit Stahlhelm, Eisernem Kreuz und Schwertern.

Hilfe aus dem Kloster für Kriegsopfer

Agape Menne schreibt über Äbtissin Michaela M. Waurick (reg. 1896–1915): „Gleich zu Beginn des ersten Weltkrieges übernahm sie die Beherbergung und Verpflegung von je



Äbtissin Roberta M. Reime

zwanzig erholungsbedürftigen Soldaten und stellte für diesen Zweck das Gästehaus zur Verfügung. An die Front sandte sie Liebesgaben aller Art. Erfinderisch sorgte sie für Familien, die der Krieg betroffen hatte. Ihre soziale Gesinnung bekundete auch die stattliche Michaelisbrücke, die bis zur Sprengung im Jahr 1945 in der Nähe des Klosters über die Neiße führte.“ Zu ihrer unmittelbaren Nachfolgerin Äbtissin Roberta M. Reime (reg. 1915–1943) bemerkt sie: „Zu sozialem Wirken sieht sich Äbtissin Roberta in der Kriegszeit von 1914 bis 1918 geradezu gedrängt. Durch Kriegshilfedienst, Krieganleihen und Spenden jeder Art trägt sie zur Linderung der großen Not bei. Allein vierzig Brautringe legt die Herrin des Hauses in die Opferschale der Zeit. Geldgeschenke beglücken Bedürftige der näheren und weiteren Umgebung.“

Das Grunauer Krankenhaus im ehemaligen Herrenhaus des Klostergrutes wurde im Ersten Weltkrieg übrigens als Lazarett genutzt.

Kriegsbegeisterung auch bei Ordensleuten

Aus der Zeit des Ersten Weltkrieges ist Vieles über die katholische Kirche und die Orden bekannt. In der Haltung zum Krieg gab es im Klerus und bei den Ordensleuten keinen Unterschied zu der Mehrheit der Bevölkerung; auch sie hielten ihn für eine gerechte Sache und teilten die nationale Hochstimmung mit der anfänglichen Kriegsbegeisterung. Ihre Absicht war wohl nicht zuletzt, die den Katholiken immer noch unterstellte Illoyalität gegenüber dem Kaiserreich zu widerlegen. Die Ordensleute wollten die Konsequenzen des Krieges mittragen. So war sogar der Erzabt von St. Ottilien Norbert Weber entschlossen, sich als Freiwilliger an die Front zu melden und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden. Seit 1917 wurden auch Theologen zum Sanitätsdienst und Novizen und Laienbrüder zum Dienst mit der Waffe eingesetzt.

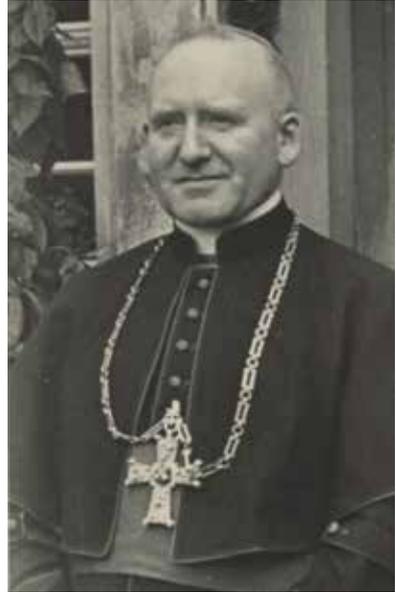
Um die Entwicklung in Kirche und Orden im und nach dem Ersten Weltkrieg, die sich als ‚Aufbruch in die Moderne‘ erweist, einigermaßen zu verstehen, muss der zeitliche Bogen weit gespannt werden: vom „Kulturkampf“ des Kanzlers Otto von Bismarck nach der Reichsgründung 1870 gegen die als nicht kaisertreu und unzuverlässig geltenden Katholiken bis zum II. Vatikanischen Konzil, das 1962 bis 1965 Fragen der modernen Gesellschaft dezidiert ansprach, Fragen, die zum Teil heute noch ungelöst sind und weiter diskutiert werden. „Der Erste Weltkrieg und das Agieren der Kirche in der Zeit zwischen 1914 und 1918 trugen eher unfreiwillig zu Aufbrüchen bei, die, von Deutschland ausgehend, ihren Höhepunkt in den Beratungen und Ergebnissen des Zweiten Vatikanischen Konzils fanden“, schreibt Martin Lätzel. Er sieht zwei parallele Entwicklungen: „Was die Republik für das Reich wurde, wurden Laien und Reformbewegungen für die Kirche in Deutschland.“

Hier seien die wichtigsten Fakten, die St. Marienthal allerdings nur indirekt betreffen, kurz erwähnt: Die Weimarer Reichsverfassung von 1919 beendete alle gesetzlichen Beschränkungen für die Niederlassungen und das Wirken der Orden und Kongregationen (Art. 137 Abs. 3), was auch vermögensrechtlich günstig war, weil die Klöster ihre Rechtsform, z. B. als e.V. oder GmbH, selbst wählen konnten. Völkerrechtliche Garantien kamen durch die Konkordate in den 20er und 30er Jahren zwischen dem Heiligen Stuhl und einigen Ländern sowie dem Deutschen Reich und Österreich hinzu. Die Ordensprovinzen wurden an die neuen Staatsgrenzen angeglichen. 1917 erschien mit dem Codex Juris Canonici das erste abgeschlossene, umfassende kirchliche Gesetzbuch; 1983 wurde es in die heute gültige Fassung gebracht. Es enthält vielfältige Bestimmungen zum Ordensleben, z. B. Regelungen zur strengen Klausur. Die in den Missionen tätigen Orden mussten mit dem Verlust der Kolonien ihre Arbeit ändern. Nach dem Anstieg der allgemeinen Schulbildung stieg in den Männerklöstern die Anzahl der Priester deutlich an, Ordensgemeinschaften traten auch in der Wissenschaft, insbesondere zur Ordensgeschichte, hervor; sie bauten nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Gründen die Sozialarbeit und die Schulen aus. Papst Pius XI. löste mit seiner Enzyklika „Mens nostra“ 1929 die „Exerzitien-Bewegung“ aus, die vor allem von den wieder zugelassenen Jesuiten getragen wurde.

Die am Ende aufgeführte Literatur stellt diese hier nur schlaglichtartig genannten Themen ausführlich dar.

Aufbruch erst nach dem Zweiten Weltkrieg

Unsere Frage, ob der totale politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenbruch durch den Ersten Weltkrieg nicht auch in den Klöstern und im Klosterleben Veränderungen hervorgerufen hat, ob sich auch da traditionelle hierarchische Strukturen gelockert und Wertvorstellungen verändert haben, hat P. Dr. Alkuin Schachenmayr O.Cist. von der Hochschule Heiligenkreuz bei Wien so beantwortet: „In den Frauenklöstern unseres Ordens bestand ja meist strenge Klausur, daher war eine unmittelbare Reaktion auf die Entwicklungen in der Gesellschaft nicht zu erwarten. Es konnte Verzögerungen von mehreren Jahren geben.“ In Bezug auf die ordensrechtliche Entwicklung durch das neue Kirchenrecht von 1917 sei in den strengen Frauenklöstern z.B. die Einhaltung der Klausur, der Umgang mit Geld u.a.m. viel konstanter geblieben als in den Männerklöstern.



Bischof Petrus Legge

Das bestätigt Äbtissin M. Petra Articus OCist von Kloster Seligenthal in einem kürzlich gehaltenen öffentlichen Vortrag über das klösterliche Leben: „Da sich im Kloster langsamer etwas ändert als bei Ihnen, gehe ich davon aus, dass sich zumindest bis zu den beiden Weltkriegen im Leben der Mitschwestern ... wenig verändert hat. Der große Einbruch und Reformen begannen im Wesentlichen mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil. ... Da wir päpstlichen Rechts sind, galten bis in die 70er Jahre des letzten Jahrhunderts auch bei uns die von Rom bestimmten Auflagen einer Nonnenklausur, und die Dispens davon gab der Diözesanbischof.“ In St. Marienthal war es der Meißner Bischof Petrus Legge (1932–1951), der Äbtissin M. Roberta Reime (reg. 1915–1943) in der strengen Einhaltung der Klausur stützte, wie Sr. Hildegard berichtet (s. auch Agape Menne).

P. Dr. Marcel Albert OSB aus der Benediktinerabtei Gerleve bei Münster i.W., der im Zusammenhang mit dem hundertjährigen Bestehen seines Klosters auch dieser Frage nachgegangen ist, meint: „Nicht der 1. Weltkrieg selbst mit seinen direkten Auswirkungen führte zu Veränderungen, sondern eher der durch ihn geförderte Umbruch im Selbstverständnis der Jugend. Seit 1920 traten zunehmend junge Leute in die Klöster ein, die von der Jugendbewegung geprägt waren und ein anderes Verständnis von Autorität und Zusammenleben hatten. Dazu gehört auch die unendlich starke Betonung von ‚Gemeinschaft‘, die dann modern wurde. Mit der Jugendbewegung zusammen hängt natürlich auch die Liturgische Bewe-

gung. Keine der Bewegungen ist als Monolith zu verstehen. Leitungsaufgaben übernahmen diese jungen Leute aber erst spät, eigentlich erst während des 2. Weltkrieges bzw. danach.“

60 Schwestern im Konvent

Das erklärt, warum St. Marienthal nach dem Ersten Weltkrieg regen Zulauf von jungen Frauen aus der näheren Umgebung hatte und der Konvent bis zu 60 Schwestern zählte, die in strenger Klausur lebten. Auch Äbtissin Celsa Gutte wurde kurz vor dem Krieg, am 1. September 1912, mit acht weiteren Kandidatinnen eingekleidet – heute können wir darüber nur staunen! Der Grund war eben nicht, wie manchmal karikierend behauptet wird, dass es nach dem Krieg an Männern mangelte, sondern der Aufbruch erklärt sich durch die Jugendbewegungen Quickborn und Neudeutschland auf der einen und die Liturgische Bewegung auf der anderen Seite. Sie wurde vor allem gefördert durch die Benediktiner – Maria Laach und Grüssau sind besonders hervorgetreten – und Theologen wie Romano Guardini und Pius Parsch; durch sie erhielt die Jugendbewegung ihre kirchliche Form. Martin Lätzel schreibt über die Liturgische Bewegung: „Sie fand ihre Wurzeln ebenfalls in der Erschütterung des Krieges und trug Wesentliches zum Aufbruch der Kirche in die Moderne bei. In ihr wurde deutlich, dass die Laien die eigentlichen Träger des Gottesreiches waren, kein bloßes Fußvolk, das zu führen den Oberhirten oblag. Wohin deren Wege führten, hatte man in den Schlachten des Weltkrieges allzu schmerzhaft erfahren müssen.“

Erwin Gatz schreibt: „Die Ordensgemeinschaften erlebten in der Zwischenkriegszeit nochmals ein starkes Wachstum und nahmen damit am allgemeinen Aufstieg des deutschsprachigen Katholizismus teil, der nicht mehr durch staatliche Bestimmungen eingeschränkt war und Staat und Gesellschaft nun aktiv mitgestaltete. Angesichts des Aufbruchs auf vielen kirchlichen Gebieten entschieden sich damals ungewöhnlich viele junge Menschen für den geistlichen Beruf. Davon profitierten der Diözesan- wie der Ordensklerus.“ Und auch die Frauenklöster!

So hat die vernichtende Katastrophe am Anfang des vorigen Jahrhunderts zu Aufbrüchen und Erneuerungen geführt, die vielleicht sogar heute in der säkularen, richtungslos von vielen Strömungen beeinflussten Zeit erneut Wege und Ziele aufzeigen könnten.

Gisela Rieck, St. Marienthal

Wir danken Abt Andreas Range O.Cist., Marienstatt, für die Vermittlung wesentlicher Kontakte und Informationen.

Literatur-Auswahl:

Articus, Petra OCist: Spiritualität im 19. und 20. Jh. in Seligenthal. Vortrag im Limburger Dom am 25. 4. 2014; Eberl, Immo: Die Zisterzienser. Geschichte eines europäischen Ordens. Ostfildern 2007; Engelbert, Pius OSB (Hrsg.): Saeculum. 100 Jahre Abtei Gerleve. Münster 2004; Gatz, Erwin: Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Band VII, Klöster und Ordensgemeinschaften. Freiburg i. Br. 2006; Lätzel, Martin: Die katholische Kirche im Ersten Weltkrieg. Zwischen Nationalismus und Friedenswillen. Regensburg 2014; Menne, Agape OSB: Im Bannkreis Bernhards von Clairvaux. Vom Leben in einer Zisterzienserinnen-Abtei. Salzburg 1953

Burkhard von Hennigs

Die Einladung zu einer Geburtstagsfeier im Sommer 2006 war der Anlass für mich, erstmals die weite Reise von Schleswig-Holstein nach St. Marienthal zu machen. Ich bin zwar im ‚Osten‘, in einem evangelischen Pfarrhaus in Falkenwalde im Kreis Uckermünde geboren, bin aber, erst ein halbes Jahr alt, Anfang Januar 1945 mit meiner Mutter in einem der letzten Eisenbahnzüge von Stettin zu ihrer Schwester nach Hamburg geflüchtet. Da ist meine Familie, zu der sich noch vier Schwestern gesellten, geblieben, so dass ich Kindheit und Schulzeit in der großen Hansestadt verbracht habe.

Ich war daher neugierig auf die mir bisher unbekannte Oberlausitz und offen für das Neue, nicht nur für ihre Menschen, sondern – aufgrund meines Berufs und



von klein auf mit modernen evangelischen Kirchen vertraut – auch für ihre Baudenkmale. Denn nach dem Architekturstudium an der TU Braunschweig war ich gut 30 Jahre lang in Bad Oldesloe in der Kreisverwaltung Stormarn mit den Schwerpunkten Bauleitplanung, Natur- und Umweltschutz, Denkmalpflege und zuletzt als Leiter des Fachdienstes Hochbau und Gebäudewirtschaft tätig. In Bad Oldesloe habe ich mit meiner Frau Barbara auch unser ‚Nest‘ gebaut, und da sind unsere drei Töchter geboren und aufgewachsen, die inzwischen ihre eigenen Familien begründet haben. Der Tod meiner Frau 2006 fiel mit dem Ende meiner aktiven Berufszeit zusammen.

Auch nach meiner Pensionierung als Kreisbaudirektor bin ich vielfältig ehrenamtlich in Denkmalpflege und Denkmalschutz, Heimatkunde und Geschichte tätig geblieben. Auf Reisen vertiefe ich weiterhin meine Kenntnisse über historische Gebäude und Landschaften und meine Liebe zu ihnen, so auch in der Oberlausitz wie in den Nachbarländern Polen und Tschechien, wobei mich seit zwei Jahren meine ebenso interessierte Lebensgefährtin begleitet. Ich bin jedes Jahr wieder nach St. Marienthal gekommen, seit etlichen Jahren nun schon als Mitglied im Freundeskreis des Klosters. Die Teilnahme an den Treffen, die stets zu interessanten Tagungen mit Exkursionen in die Umgebung gestaltet werden, und nicht zuletzt an den die Gemeinschaft von Konvent und Gästen förderlichen Gottesdiensten in der charmanten und anheimelnden „Hofkapelle“ sind immer wieder ein Gewinn für mich. Dies alles gibt mir jedes Jahr Anregungen und Kraft.

Mitgliederversammlung des Freundeskreises – neuer Termin !

Das diesjährige Freundeskreistreffen ist eine Woche vorgezogen worden und findet im Zusammenhang mit der Altarweihe in der Klosterkirche am **Samstag/Sonntag, 11./12. Oktober 2014 in St. Marienthal** statt. Die Einladung an die Mitglieder liegt diesem ora-et-labora-Heft bei.

St. Marienthal Mitglied in der „Charte Européenne“

Der Vorstand des Freundeskreises hat im Februar auf seiner Sitzung mit Frau Äbtissin und Sr. Priorin den Beitritt von St. Marienthal zur „Europäischen Charte der Zisterzienserklöster und -stätten“ – „Charte européenne des abbayes et sites cisterciens“ beschlossen. Bei der Generalversammlung der Charte im April in der belgischen Abtei Clairefontaine ist St. Marienthal als künftiges Mitglied bereits vorgestellt worden. Unsere Abtei wird das 24. Mitglied aus Deutschland in der in ganz Europa 184 Mitglieder umfassenden Vereinigung sein. Die Charte ist 1993 in Frankreich gegründet worden mit dem Ziel, in allen Zisterzienserstätten, bestehenden wie ehemaligen Klöstern, den Geist der zisterziensischen Tradition wach zu halten und zu pflegen. In Anlehnung an den mittelalterlichen europäischen Verbund der Zisterzienserklöster will sie ein einheitliches, christliches Europa fördern.

Frühjahrsputz im Klostergelände

Rechtzeitig vor Ostern haben sich zwölf polnische und deutsche Mitglieder des Freundeskreises und mit ihnen der kleine Milosz aus St. Marienthal im Klostergelände zum traditionellen ‚Frühjahrsputz‘ zusammengefunden und den Klosterhof, den Abteihof und den Ehrenhof von Laub und anderen Spuren von Herbst und Winter befreit. Auch den Kalvarienberg mit den Kreuzwegstationen haben sie gereinigt, damit der ökumenische Kreuzweg der Ostritzer Kirchengemeinden am Tag darauf, dem Sonntag ‚Judika‘, wieder in würdiger Umgebung gebetet werden konnte.



Jubiläen und besondere Geburtstage

Dr. Katrin Funke, Zittau, ist am 28. Februar 70, Hendryk Burchard, Zgorzelec, am 2. April 80 und Tilo Böhmer, Ostritz, am 24. Mai 50 Jahre alt geworden. Burkhard v. Hennigs, Bad Oldesloe, wird am 23. Juli 70.

Goldene Hochzeit haben Maria und Bernhard-Ullrich Weicht, Berlin, am 24. Mai und Karin und Dr. Harald Neumann, Ostritz, am 29. Mai gefeiert.

*Wir wünschen allen Freundeskreismitgliedern, die ein besonderes Fest feiern,
viel Glück und viel Segen!*

Neue Freundeskreismitglieder

Der Freundeskreis heißt sieben neue Mitglieder willkommen: Bettina Taubinger, Klippenhausen, Matheusz und Ewelina Rybitwa, St. Marienthal, Michael Arnds, München, Petra Wendlandt, Wendorf, Antje Hugle, Tett nang, und Herbert Meinel, Friedrichshafen.

Aus St. Marienthal

65 Jahre Profeß Sr. M. Immaculata OCist

Sr. M. Immaculata OCist hat am 1. Februar 65 Jahre Profeß gefeiert. „Wenn die Menschen doch nur wüssten, wie schön es im Kloster ist“, hat sie einmal gesagt. 1947 ist sie als 23-Jährige in St. Marienthal eingetreten. Damals gehörten 54 Schwestern zum Konvent.

Goldene Profeß Sr. M. Hildegard OCist

Ein wichtiges Jubiläum findet sich nicht in Sr. Hildegards Grußwort zu diesem Heft: ihr eigenes anlässlich ihrer Goldenen Profeß am 11. Juli. Nachdem sie 1962 mit 27 Jahren als Kandidatin in St. Marienthal aufgenommen (s. ora et labora 10 u. 46) und ein Jahr später eingekleidet worden ist, hat sie am 11. Juli 1964, am „Benediktstag“, damals ein „Mariensamstag“, die zeitliche Profeß abgelegt, und an diesen Tag wird nun nach 50 Jahren erinnert.

Einkleidung von Sr. M. Franziska

Beate Schimmack ist am Fest Allerheiligen des Zisterzienserordens, am 13. November, eingekleidet worden und hat den Namen Sr. M. Franziska OCist erhalten. Damit hat für sie die Zeit des Noviziats in St. Marienthal begonnen.

Hl. Messe und Empfang mit Bischof Dr. Heiner Koch

Der neue Bischof von Dresden-Meißen, Dr. Heiner Koch, hat am 19. Januar in St. Marienthal erstmals die hl. Messe für die Ostritzer Gemeinde gefeiert und sich auf dem anschließenden Empfang den Gläubigen vorgestellt. Es war ein glücklicher Zufall, dass sein Besuch auf den Geburtstag von Frau Äbtissin M. Regina fiel, so dass aus dem Treffen gleich ein kleines Fest für sie wurde.

Regel Besuch am „Tag der offenen Klöster“

St. Marienthal hat am „Tag der offenen Klöster“ am 10. Mai seine Tore geöffnet. Etwa 500 Besucher bevölkerten den Kreuzgang mit Refektorium und Kapitelsaal, in denen nach der Hochwasserkatastrophe vom August 2010 immer noch tüchtig renoviert wird. Sie konnten im Bleich- und Klostergarten spazieren sowie den Schwesternfriedhof aufsuchen, Bereiche der Klausur, die sonst nicht zugänglich sind, und mit den Schwestern sprechen.

Gabriele Eifler gestorben

Die Vollendung ihres letzten großen Projekts für Ostritz, die Einweihung der restaurierten Orgel in der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt, hat Gabi Eifler noch miterleben können, aber am 7. Januar dieses Jahres ist sie gestorben. Sie ist nur 63 Jahre alt geworden. Die gebürtige Ostritzerin hat dem Kloster sehr nahe gestanden. Schon schwer gezeichnet von ihrer Krankheit ist sie noch oft zur Hl. Messe in die ‚Hofkapelle‘ gekommen und hat anschließend das Gespräch mit den Schwestern und Gemeindemitgliedern, auch mit neu Hinzugekommenen, in ihrer liebenswürdig ruhigen, freundlichen Art gesucht.



Kreuzkapelle in St. Marienthal

Gabriele Eifler ist einen bemerkenswerten, erfolgreichen Lebensweg gegangen: Nach ihrer Ausbildung zum Elektromonteur erwarb sie an der Abendschule das Abitur, studierte Pädagogik und arbeitete als Lehrerin für Deutsch und Geschichte. Daran schloss sie ein Fernstudium in Theologie an. Während sie als Gemeindereferentin und später als Ausbildungsleiterin für künftige Gemeindereferenten arbeitete, absolvierte sie noch das Studium Soziale Arbeit an der Berliner Katholischen Fachhochschule. Auf diese Weise gut gerüstet kam sie 2004 ins Bischöfliche Ordinariat in Dresden als Ausbildungsleiterin und als Diözesanbeauftragte für die Gemeindereferenten, bis sie zum Kummer aller, die mit ihr gearbeitet hatten, wegen ihrer Krankheit im Frühjahr 2013 die Berufstätigkeit aufgeben musste. Hochgeehrt ist sie am 1. Juli in St. Marienthal von Bischof Dr. Heiner Koch und den Gemeindereferenten verabschiedet worden. Ihre beiden Ämter im Bischöflichen Ordinariat haben zwei Mitarbeiterinnen übernommen.

Am 14. Januar ist Gabriele Eifler in Ostritz zu Grabe getragen worden, eine große Trauergemeinde hat sie bei frühlingshaftem Wetter begleitet. Das Requiem in der Pfarrkirche hat Bischof em. Joachim Reinelt von Dresden-Meißen mit den Ostritzer Pfarrern und zwei weiteren Konzelebranten gehalten. Auf dem Sterbebildchen ist eine Hand zu sehen, die sich vom Kreuz herabsenkt und eine andere von unten emporzieht:

„Gabriele Eifler hat diese Hand ergriffen.“ Herr, lass sie ruhen in Frieden! -ck

Aus Orden und Kirche

Neue Äbtissin von Kloster Frauenthal

Sr. M. Consolata Bucher O.Cist., die langjährige Priorin Administratorin des Schweizer Klosters Frauenthal, ist am 4. März 2014 zur 40. Äbtissin des Klosters gewählt worden. Anselm van der Linde O.Cist., Abt der Abtei Wettingen-Mehrerau und Präses der Mehrerauer



Kongregation, hat der Wahl vorgestanden. Die Benediktion hat ihr Generalabt Mauro-Giuseppe Lepori OCist am 1. Mai in der Frauenthaler Abteikirche erteilt. Das südlich von Zürich in Hagendorn gelegene Kloster ist 1231 gestiftet worden. Um 1530 ist es infolge der Reformation aufgehoben, um 1552 aber wieder besiedelt und 1573 der Abtei Wettingen unterstellt worden. Der Konvent zählt 17 Schwestern.

Kloster Marienfeld wählt zweite Äbtissin

Der Konvent der Abtei Marienfeld im niederösterreichischen Weinviertel hat am 21. Mai 2014 Sr. M. Hedwig Pauer O.Cist. zu seiner zweiten Äbtissin gewählt, am 11. Juli wird sie benediziert. Sie ist die Nachfolgerin von Äbtissin M. Benedikta Deninger, die 75-jährig auf ihr Amt verzichtet hat. Marienfeld ist 1974 als Tochter der Vorarlberger Zisterzienserinnenabtei Mariastern-Gwiggen in der Nähe der Wallfahrtskirche Maria Roggendorf gegründet worden. Die damalige Äbtissin M. Agnes Fabianek OCist, die heute Kloster Helfta in Eisleben vorsteht, ist damit dem Wunsch des Benediktinerpaters und späteren Erzbischofs von Wien, Hans Hermann Kardinal Groer, und junger Pilger gefolgt, aus der Wallfahrtsstätte ein Zentrum gottgeweihten Lebens und ständigen Gebets zu machen. Das Gelände für den Bau des Klosters hat Stift Melk zur Verfügung gestellt. 1982 haben acht Schwestern aus Mariastern-Gwiggen das monastische Leben in Kloster Marienfeld begonnen, und im Jahr 2000 ist es zur Abtei erhoben worden.

Wiederbesiedlung von Waldsassen vor 150 Jahren

Die Zisterzienserinnenabtei Waldsassen in der Oberpfalz nahe der tschechischen Grenze bei Eger hat am 17. Mai 2014 die Wiederbesiedlung des Klosters durch Schwestern der Abtei Seligenthal vor genau 150 Jahren gefeiert. An den Festlichkeiten haben der Generalabt, Vaterabt Andreas Range von Marienstatt, Äbtissinnen und Schwestern aus anderen Klöstern, aber auch der bayerische Ministerpräsident Horst Seehofer und weitere weltliche Prominenz teilgenommen.

Waldsassen ist 1133 gegründet und von Mönchen des Klosters Volkenroda in Thüringen besiedelt worden. Nach einem schnellen Aufschwung hat es im benachbarten Böhmen 1183 Sedletz und 1185 Ossegg, beide spätere Vaterabteien von St. Marienthal, gegründet und die Klöster Walderbach und Bronnbach besiedelt. Nach der Reformation wurde Waldsassen

1556 aufgehoben, aber 1661 durch das Kloster Fürstenfeld neu besiedelt. 20 Jahre später wurde der Bau der heutigen barocken Anlage begonnen. 1803 ist die Abtei aufgrund der Säkularisation wiederum aufgehoben, aber 1864 zum zweiten Mal wiederbesiedelt worden, diesmal als Frauenkloster. Nach schweren Zeiten in der Nähe des



„Eisernen Vorhangs“ ist es mit der Abtei seit der Öffnung der Grenze und durch das erfolgreiche Wirken der derzeitigen Äbtissin M. Laetitia Fech und ihres verjüngten Konvents wieder aufwärts gegangen.

100 Jahre Klosterkirche von Thyrnau

Die Zisterzienserinnenabtei Thyrnau bei Passau hat am 25. Mai 2014 das 100. Kirchweihjubiläum gefeiert: 1914 ist die neu gebaute Klosterkirche „Mariä Himmelfahrt“ eingeweiht worden. 1902 hatten die Zisterzienserinnen der 1848 aufgehobenen Schweizer Abtei Rathausen in dem früheren Jagdhaus Thyrnau des Fürstbischofs von Passau ein selbständiges Priorat unter der Jurisdiktion des Passauer Bischofs gegründet. Sie waren 1901 aus ihrem Exil in dem ehemaligen Kapuzinerkloster Vézelize in Frankreich wiederum vertrieben worden. 1925 erhielt das Kloster Thyrnau die Privilegien von Rathausen zurück und wurde zur Abtei erhoben. Vier Jahre später gründeten die Ordensfrauen in Bolivien das Tochterkloster „Unserer lieben Frau von Nazareth“. Äbtissin des 19 Schwestern zählenden Konvents ist Dr. Mechthild Bernart, Vaterabt ist Abt Andreas Range O.Cist. von Marienstatt. Bekannt ist Thyrnau vor allem durch seine auch heute noch gefragte Fahnen- und Paramentenstickerei.

Diese vier Zisterzienserinnenabteien gehören der Mehrerauer Kongregation an.

Zisterzienserabt unter den neuen Kardinälen

Unter den 19 neuen Kardinälen aus 12 Nationen, die Papst Franziskus am 22. Februar 2014 in das Kardinalskollegium aufgenommen hat, ist der brasilianische Zisterzienser Orani João Tempesta, früherer Abt des Klosters „Abadia de Nossa Senhora de São Bernardo“ in São José do Rio Pardo und Erzbischof von Rio de Janeiro. Das Kloster wurde 1943 von Mönchen aus Hardehausen als Priorat gegründet und 1996 zur Abtei erhoben; der 64-jährige Orani João Tempesta war ihr erster Abt. Sein Wahlspruch lautet: „Ut omnes unum sint“. Zuletzt war 1743 mit Gioacchino Besozzi OCist von der Abtei S. Croce in Jerusalem ein Zisterzienserabt Kardinal geworden.

Pontigny und die Charta Caritatis



Pontigny

Die Abtei Pontigny in Burgund, unweit von Chablis, ist vor 900 Jahren als zweite Tochter von Cîteaux gegründet worden. Abt Hugo von Mâcon hat sie 1114 mit zwölf Mönchen aufgebaut. Sie legten auch die ersten Weinberge an, auf denen der heute noch geschätzte Chablis wächst, und verankerten den Weinbau fest in der Landwirtschaft. 43 Tochterklöster sind in Europa aus dieser Mutterabtei hervorgegangen. In der französischen Revolution ist sie aufgehoben worden. Die Konventsgebäude sind bis

auf Reste des Konversenbaus und des Kreuzgangs vernichtet worden, aber die imposante Klosterkirche ist als eine der wenigen in Frankreich erhalten geblieben und nicht wie die in Clairvaux und Cîteaux abgebrochen worden. Der riesige, erhabene, helle Raum beeindruckt durch seine auf das Wesentliche beschränkte Gestaltung.

Ein Jahr früher, 1113, war als erste Tochterabtei des Reformklosters Cîteaux die Abtei La Ferté gegründet worden, 1115 folgten Clairvaux und Morimond. Stephan Harding (1059-1134), der dritte Abt von Cîteaux, Freund und Vertrauter von Robert von Molesme, löste diesen Aufschwung aus, den Bernhard von Fontaines mit seinen 30 Gefährten, die mit ihm in Cîteaux eintraten, rasant beschleunigte. Schon 1114 beauftragte Abt Stephan Bernhard, Clairvaux zu gründen. Die Ordensgemeinschaft wuchs schnell an und ermöglichte weitere Neugründungen. Die wirtschaftliche Grundlage festigte Abt Stephan durch den Beschluss, Schenkungen zu fördern und anzunehmen. Zur Unterstützung der Mönche wurden Laienbrüder aufgenommen.

Um bei diesem schnellen Wachstum und der Ausbreitung des Ordens den Geist von Cîteaux in allen Klöstern zu erhalten, hat Stephan Harding vermutlich 1114 begonnen, sich Gedanken über eine Verfassung des Ordens, die ‚Charta Caritatis‘, zu machen. Jedenfalls wird ein zeitlicher Zusammenhang mit der Gründung der ersten Tochterklöster von Cîteaux angenommen, denn es geht um die Beziehungen der Zisterzienserklöster zum Mutterkloster und untereinander.

R.

600 Jahre Konzil von Konstanz und die Hussitenkriege

Konstanz gedenkt in diesem Jahr des Konzils, das 1414 bis 1418 in dieser Stadt abgehalten worden ist. Es ging um die Einigung (Causa Unionis), die Reform (Causa Reformationis) und den Glauben (Causa Fidei). Die seit 1378 durch das Große Abendländische Schisma bestehende Kirchenspaltung mit schließlich drei Päpsten musste beendet werden. Nach der Rückkehr des Papstes von Avignon nach Rom gab es einen Gegenpapst in Avignon, und statt der auf dem Konzil von Pisa 1409 angestrebten Vereinigung kam noch ein dritter

Papst hinzu. Zur Lösung des Papstschismas schien nur ein allgemeines Konzil möglich zu sein (s. Peter Moraw, Propyläen Geschichte Deutschlands Bd. 3).

König Sigismund (reg. 1410–1437), der ungarische Halbbruder des böhmischen Königs Wenzel, und der Pisaner Papst Johannes XXIII. (reg. 1410–1415) beriefen das Konzil ein. Die Wahl des Ortes im Reichsgebiet des Königs richtete sich gegen den französischen und den italienischen Einfluß und stützte damit den König als Schutzvogt der Kirche. Sein politisches Interesse galt der Kirchenherrschaft in Ungarn und Deutschland (Peter Moraw). Der römische Papst Gregor XII. (reg. 1406–15) erkannte das Konzil an, Papst Benedikt XIII. in Avignon (reg. 1394–1417) aber nicht. Johannes XXIII. floh aus Konstanz, als sich die Stimmung gegen ihn richtete. Am 6. April 1415 wurde durch das Dekret „Haec sancta“ ein jedermann übergeordnetes Generalkonzil konstituiert. Und so endete das Schisma: Johannes XXIII. wurde zurückgeholt und abgesetzt, Gregor XII. trat zurück, und Benedikt XIII. wurde als letzter der drei Päpste ebenfalls abgesetzt. Am 11. November 1417 wurde der italienische Kardinal Oddo di Colonna zum neuen Papst, Martin V., gewählt.

Nicht gelöst wurde dagegen die Hussitenfrage. Im Gegenteil, sie eskalierte, als Jan Hus – entgegen der Zusage des Königs für freies Geleit – nach längerem Prozess in Konstanz doch zum Tode verurteilt und am 6. Juli 1415 verbrannt wurde. Aus dem Scheiterhaufen wurde ein Flächenbrand, könnte die Überschrift lauten. Die Hussiten wüteten gegen König und Kirche und ganz besonders gegen die Zisterzienser, wie wir aus den böhmischen Klöstern und auch aus St. Marienthal wissen. Sr. Hildegard Zeletzki OCist berichtet im Klosterführer von St. Marienthal (1982), dass die Hussiten 1427 in die Lausitz eingefallen seien und vermutlich am 11. Mai St. Marienthal vollständig zerstört hätten. Der Konvent unter Äbtissin Agnes von Gersdorf (reg. 1426–1432) war vorsorglich nach Görlitz in das Haus des Klosters geflohen, wo er 30 Jahre lang bleiben musste, bis die Abtei wieder aufgebaut war. Das Deckengemälde von Franz Xaver Karl Palko in der St. Marienthaler Bibliothek stellt die Legende dar, derzufolge die eindringenden Hussiten angesichts der Würde und inneren Hoheit der Äbtissin erblindet zu Boden sanken, so dass die Äbtissin als letzte entkommen konnte.



Der Grund für den Hass der Hussiten ist belegt, der Altabt von Wettingen-Mehrerau, Dr. Kassian Lauterer, hat darüber geforscht und geschrieben: Die Zisterzienser hatten auf dem Konzil eine starke Position, sie waren mit 16 Äbten und acht Theologiedoktoren vertreten. Abt Matthäus von Königsaal/Aula Regia bei Prag wurde zum Konzilstheologen berufen. Jan Hus und er kannten sich schon aus der theologischen Fakultät in Prag, wo Matthäus in den Jahren

1410 und 1411 als Examinator nachgewiesen ist, und einer der Mitbachalare war Jan Hus. Der sah Matthäus damals schon in der „Schlachtreihe der theologischen Fakultät, die sich gegen mich aufgestellt hat.“ Der akademische Streit entwickelte sich „bald zu einem explosiven Gemisch von Glaubenskampf, Kirchenpolitik und Nationalismus ... Beim Prozess gegen seinen Prager Kollegen Jan Hus 1415 bedauert Matthäus die Tragik seines Schicksals, ist aber von der Rechtmäßigkeit seiner Verurteilung wegen der die Kirche zerstörenden ‚wyclifischen Irrtümer‘ überzeugt.“ Erst 1436, während des Basler Konzils, wurden die Kriege beendet.

Gisela Rieck, St. Marienthal

Papst Johannes XXIII. und Papst Johannes Paul II. heilig gesprochen

Gleich zwei Päpste der jüngsten Vergangenheit hat Papst Franziskus am 27. April in Rom heilig gesprochen: Papst Johannes XXIII. und Papst Johannes Paul II. Papst Franziskus würdigte seine beiden Vorgänger mit den Worten: „Sie waren zwei mutige Männer, erfüllt vom Freimut des Heiligen Geistes und haben der Kirche und der Welt Zeugnis gegeben von der Güte Gottes und von seiner Barmherzigkeit.“ Und: „Johannes Paul II. hat Gesellschaft, Kultur und politische Systeme mit der Kraft eines Giganten umgepolt und für Christus geöffnet. Johannes XXIII. hat mit der Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils den Weg dafür geebnet, dass die christliche Botschaft in die Welt getragen werde.“

Papst Johannes XXIII., Angelo Giuseppe Roncalli (1881–1963) aus Sotto il Monte bei Bergamo, wurde am 28. Oktober 1958 zum Nachfolger von Papst Pius XII. gewählt. In die Öffentlichkeit getreten ist er vor allem durch das II. Vatikanische Konzil, das er schon 1959 ankündigte; es dauerte von 1962 bis 1965 und gab Anstöße zur Reform der katholischen Kirche nach innen und zum Dialog mit anderen Kirchen und Religionen. Seinem Wahlspruch „Oboedientia et Pax“ – „Gehorsam und Friede“ folgend, hat er sich für den Frieden eingesetzt und u.a. in der Kubakrise zwischen John F. Kennedy und Nikita Chruschtschow vermittelt. In seiner Enzyklika „Pacem in Terris“ (11. April 1963) hat er sich zu modernen Menschenrechtsgedanken und zum Aufbau einer internationalen Ordnung positiv geäußert. Er starb am 3. Juni 1963.

Papst Johannes Paul II., Karol Józef Wojtyła (1920–2005) aus Wadowice bei Krakau, wurde am 16. Oktober 1978 als erster nicht-italienischer Papst seit 450 Jahren zum zweiten Nachfolger von Papst Paul VI. gewählt. Seine besonderen Anliegen waren einerseits der interreligiöse Dialog: 1986 besuchte er als erstes katholisches Kirchenoberhaupt ein jüdisches Gotteshaus, die Synagoge in Rom; im Jahr 2000 bekannte er die Schuld der Kirche für Verfehlungen durch Glaubenskriege, Judenverfolgungen und Inquisition. Andererseits stärkte er die Kirche in Zeiten des ‚Kalten Krieges‘, trug zur Beseitigung des ‚Eisernen Vorhangs‘ und 1989 zum Fall der Deutschland trennenden Mauer bei. Trotz seiner schweren Krankheit ist er bis zu seinem Tod am 2. April 2005 im Amt



*Papst Johannes Paul II.
Bronzefigur im Klosterhof*

geblieben. Voriges Jahr hat Papst Franziskus eine Wunderheilung durch Johannes Paul II. anerkannt. -ck

500. Geburtstag der hl. Teresa von Avila

Zum 400. Jahrestag der Seligsprechung der „großen“ hl. Teresa hat Avila eine Festwoche gefeiert, und die katholische Kirche Spaniens eröffnet zum 500. Geburtstag der Patronin Spaniens an ihrem Gedenktag, dem 15. Oktober, ein „Ano Teresiano“. Damit wird der spanischen Mystikerin und ersten Kirchenlehrerin, die dem Karmelittenorden angehörte, in der katholischen Kirche besonders gedacht.

Kardinal Marx Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

„Wir stehen gemeinsam für die katholische Kirche in Deutschland, in Europa und in der Welt. Wir haben etwas Wichtiges zu sagen. Das Interesse ist weiterhin groß an dem, was die Kirche als Zeugnis in diese Gesellschaft einzubringen hat. Wir sind eine plurale Welt. Wir sind vielfältig. Wir werden nicht in homogene, überschaubare Lebensverhältnisse zurückkommen. Aber in dieser Pluralität brauchen wir eine starke Stimme des Evangeliums.“ Mit diesen Worten trat Reinhard Kardinal Marx nach seiner Wahl zum Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz am 12. März in Münster vor die Öffentlichkeit. Der 61-jährige Erzbischof von München und Freising, gebürtig aus dem einst kurkölnischen Sauerland, der bereits in mehreren hohen Gremien der Kirche an vorderster Stelle steht und enger Berater des Papstes ist, löste den Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch ab, der das Amt sechs Jahre lang innehatte.

Neue Bischöfe in Passau und Freiburg i.Br.

Die Bischofsstühle von Passau und Freiburg i. Br. sind wieder besetzt: Der 48-jährige gebürtige Oberpfälzer Dr. Stefan Oster, Salesianer-Pater und Dogmatik-Professor in Benediktbeuern, ist am 24. Mai 2014 zum Bischof von Passau geweiht worden. Sein Wahlspruch lautet: „Victoria veritatis caritas“ - „Der Sieg der Wahrheit ist die Liebe“ (Augustinus). Zum Erzbischof von Freiburg hat Papst Franziskus den Domkapitular und Leiter des Kirchengerichts des Bistums, Stephan Burger, ernannt. Der 1962 in Freiburg geborene Burger, Bruder des Erzabts Tutilo von Beuron, tritt die Nachfolge von Erzbischof Robert Zollitsch an. Weiterhin vakant und neu zu besetzen sind die Bischofssitze von Erfurt, Hamburg, Köln und Limburg.

Bischof Wolfgang Ipolt und Bischof Dr. Heiner Koch 60

Beide Bischöfe der sächsischen Diözesen sind in diesem Frühjahr 60 Jahre alt geworden: Bischof Wolfgang Ipolt von Görlitz am 17. März und Bischof Dr. Heiner Koch von Dresden-Meißen am 13. Juni.

Bischof Wolfgang Ipolt, der in Thüringen geboren und aufgewachsen ist, war nach mehreren Jahren in der Pfarrseelsorge Regens des Erfurter Priesterseminars, der einzigen Ausbildungsstätte für Priester in der ehem. DDR, und lehrte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt. 2011 ernannte ihn Papst Benedikt XVI. zum Bischof von Görlitz.

Bischof Dr. Heiner Koch stammt aus Düsseldorf. Er hat in Bonn nicht nur Katholische Theologie und Philosophie, sondern auch Erziehungswissenschaft studiert und darin das Staatsexamen abgelegt. Mit einer Dissertation über „Befreiung zum Sein als Grundperspektive christlicher Religionspädagogik“ wurde er zum Dr. theol. promoviert. Er bekleidete hohe Ämter auf Kölner Bistumsebene; ein Schwerpunkt war die Jugendseelsorge. 2006 empfing er durch Kardinal Meisner die Bischofsweihe und wirkte als Weihbischof im Erzbistum Köln. 2013 wurde er von Papst Benedikt XVI. zum Bischof von Dresden-Meißen ernannt und von Rainer Maria Kardinal Woelki, einem ebenfalls früheren Kölner Weihbischof, in der Dresdner Hofkirche feierlich in sein Amt eingeführt.

Wir gratulieren beiden Bischöfen und wünschen ihnen Glück und Segen!

Neues Domkapitel in Dresden-Meißen

Andreas Kutschke, früherer Pfarrer in Stollberg im Erzgebirge, ist im Januar als Nachfolger von Michael Bautz zum Generalvikar für das Bistum ernannt worden. Dompfarrer Klemens Ullmann ist neuer Domdekan des Domkapitels als Nachfolger des verstorbenen Weihbischofs Georg Weinhold.

Prälat Hellmut Puschmann verabschiedet

„Ein Leben für die Caritas“ steht über der Pressemitteilung des Bistums Dresden-Meißen zur Verabschiedung von Prälat Hellmut Puschmann als Vorsitzendem des Caritasrates und des Caritasverbands für das Bistum Ende des vergangenen Jahres. Der gebürtige Dresdner war nach seiner Priesterweihe 1964 in Bautzen Kaplan in Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) und Leipzig. Seit 1971 war er in der Caritas-Arbeit tätig, unter anderem als Caritasdirektor im Bistum, als Leiter der Zentralstelle Berlin-Ost des Deutschen Caritasverbandes und schließlich 1991 als Präsident des Deutschen Caritasverbandes. Für sein besonderes Engagement und seinen hohen persönlichen Einsatz auch in Einzelschicksalen wird er als „Brückenbauer zwischen Ost und West“ gewürdigt. Nach seiner Pensionierung 2003 hatte Prälat Puschmann zehn Jahre lang den ehrenamtlichen Vorsitz des Caritasverbandes für das Bistum und den Vorsitz des Caritasrates inne, um dann, inzwischen 75-jährig, „für jüngere Leute Platz zu machen“. Mit St. Marienthal ist er nicht zuletzt als Mitglied im Kuratorium der Stiftung Internationales Begegnungszentrum verbunden.

Kirchen müssen laut werden

An die Gründung der „Ökumenischen Versammlung in der DDR“ vor 25 Jahren hat am 27. April 2014 in der Dresdner Kreuzkirche eine ökumenische Studententagung mit dem Thema „Unter den Herausforderungen der Freiheit – der Beitrag der Kirche heute für die Gesellschaft“ erinnert. Sie gab Anregungen zur neuen Auseinandersetzung mit den Schwerpunktthemen der Gründer der Vereinigung: Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung. Der rumänische Sozialethiker und orthodoxe Theologe Radu Preda rief angesichts der bedrohten Lage in Mitteleuropa zur Stärkung der Ökumene als einer Schule des Friedens in sozialer Gerechtigkeit auf. Dafür müssten alle Kirchen laut ihre Stimmen erheben. Zum Abschluss des ökumenischen Gottesdienstes, an dem von katholischer Seite

der Dresdner Domvikar Christian Hecht teilnahm, spendeten die Seelsorger unterschiedlicher Konfession den Teilnehmern gemeinsam den Segen mit den uralten Worten: „Du sollst ein Segen sein.“ Die „Ökumenische Versammlung in der DDR“ hatte Angehörige aller christlichen Kirchen in der DDR vereint. Sie wurde mit zum Wegbereiter für die friedliche Revolution in der DDR im Herbst 1989, ihr Motto war „Eine Hoffnung lernt gehen“. Einige ihrer Delegierten wirkten in den neu gegründeten politischen Parteien mit.

Namengebende Patrone der St. Marienthaler Gebäude

„Maximilian-Kolbe-Haus – Dom Maksymiliana Kolbego – Dum Maxmiliana Kolbera“ steht seit zehn Jahren auf der Tafel an dem Gebäude der ehemaligen St. Marienthaler Tischlerei unterhalb des Weinbergs. Es wird auch „Pfefferminze“ genannt, weil das um 1850 errichtete Haus ursprünglich als Lagerhaus und Trockenraum für Pfefferminze diente. Heute wird ein Teil des Gebäudes von der Winzergemeinschaft Ostritz genutzt. Nach gründlicher Sanierung ist es am 14. August 2004, dem Gedenktag des hl. Maximilian Kolbe, eingeweiht und nach ihm benannt worden, wie vorher schon der Klosterhof in Schlegel. Denn dieser Heilige des Zweiten Weltkriegs, der in Auschwitz sein Leben für einen Familienvater geopfert hat, wird an der deutsch-polnischen Grenze besonders verehrt. Ein weiterer Grund für die Namengebung war die schon seit Jahren bestehende Zusammenarbeit des Klosters wie des IBZ St. Marienthal mit dem Max-Kolbe-Werk der P. Kolbe-Stiftung, das in St. Marienthal einen geeigneten Ort für Tagungen und Erholungsaufenthalte von KZ-Überlebenden gefunden hat.

P. Maximilian Maria Kolbe Patron der Journalisten und Amateurfunker Gedenktag 14. August

Die erschütternde Geschichte ist genau dokumentiert: Aus dem Lager Auschwitz, wohin P. Maximilian Kolbe im Mai 1941 abtransportiert worden war, war am 29. Juli einer der Häftlinge geflohen. Zur Strafe mussten alle anderen auf dem Appellplatz in glühender Sonne, ohne Essen und Trinken strammstehen. Als der Geflüchtete nicht wiederkam, wurden zehn der Häftlinge für den Tod im Hungerbunker ausgesucht, unter ihnen der junge polnische Familienvater Franciszek Gajowniczek. Todesmutig bot sich P. Maximilian an, für ihn in den Hungertod zu gehen. Das wurde akzeptiert. P. Maximilian wurde mit den neun anderen in die nur 8 mal 8 Meter große Zelle gesperrt, wo er mit ihnen tagelang betete und sang. Er starb als einer der letzten nach einer Todesspritze am 14. August 1941; seine Leiche wurde verbrannt, die Asche verstreut. Der Familienvater überlebte.

Der dieses Martyrium auf sich genommen hatte, war der 47-jährige polnische Franziskanerpater Maximilian Maria (Raimund) Kolbe. Er war am 7. Januar 1894 in Zduńska Wola bei Łódź in einer tief religiösen Familie geboren und wuchs mit drei Brüdern auf. Die Eltern betrieben eine kleine Heimweberei. Raimund besuchte die Schule der Franziskaner in



Pater Maximilian Kolbe

Lemberg und trat mit 17 Jahren in den Minoritenorden der Franziskaner ein. In Rom studierte er Theologie und Philosophie und wurde in beiden Fächern promoviert. Dort gründete er 1917 mit sechs Mitbrüdern als Gebetsgemeinschaft zur Bekehrung von Sündern die „Militia Immaculatae“ (Miliz der Unbefleckten Empfängnis). 1918 empfing er in Rom die Priesterweihe. Ein Jahr später kehrte er nach Polen zurück und wurde Lehrer für Philosophie und Kirchengeschichte am Priesterseminar der Franziskaner in Krakau. Nebenher war er intensiv publizistisch in Zeitungen, Zeitschriften und Rundfunk tätig.

1927 gründete er in Teresin, etwa 40 km westlich von Warschau, das Kloster Niepokalanów (Stadt Mariens oder Stadt der unbefleckten Jungfrau Maria), wofür ihm der dort ansässige Fürst den Grund und Boden

geschenkt hatte. Bis zu 700 Brüder lebten in dem Kloster, dessen Umgebung sich zu einer kleinen Stadt entwickelte.

1930 reisten P. Maximilian und vier Mitbrüder als Missionare nach Japan, wo sie neben mehreren Missionsstationen das Kloster „Mugensai no Sono“ (Garten der Unbefleckten Empfängnis) in Nagasaki gegründet. Der Amateurfunk war für P. Maximilian das wichtigste Verständigungsmittel. Nach sechs Jahren kehrte er nach Polen zurück, um wieder das Kloster Niepokalanów zu leiten. Seine Missionsstation erweiterte er um einen Bahnhof, einen Flugplatz und eine Radiostation. Von Ende 1939 bis Anfang 1941 stand sie unter Aufsicht deutscher Soldaten. Dennoch war das Kloster geheimer Zufluchtsort für Juden und andere Verfolgte. Da P. Maximilian den deutschen Besatzern wegen seiner ablehnenden Haltung und deutlicher Predigten unangenehm auffiel, wurde er immer wieder verhaftet und schließlich am 28. Mai 1941 in das KZ Auschwitz überführt. Heute ist das Kloster ein viel besuchter Marienwallfahrtsort.

P. Maximilian Kolbe wurde 1971 seliggesprochen. An seiner Heiligsprechung 1982 durch Papst Johannes Paul II. konnte der von ihm gerettete Franciszek Gajowniczek teilnehmen. „Er war ein Christ, der mit dem Wort Versöhnung Ernst machte“, hat der Görlitzer Bischof Bernhard Huhn anlässlich der Segnung des Maximilian-Kolbe-Glasfensters in Zgorzelec am 20. April 1974 gesagt.

Gisela Rieck

Literatur

Ökumenisches Heiligenlexikon, - Forster, Claude R., Brigitte Otterpohl: Maximilian Kolbe – „Hass ist nicht schöpferisch, nur die Liebe ist es.“ Görlitz 2012



Klostertore von St. Marienthal

Beatus vir qui non abiit in consilio impiorum et in via peccatorum non stetit et in cathedra pestilentiae non sedit. Sed in lege domini voluntas eius.

Wohl dem Mann, der nicht dem Rat der Frevler folgt, nicht auf dem Weg der Sünder geht, nicht im Kreis der Spötter sitzt, sondern seine Lust hat an dem Gesetz des Herrn.

Psalm 1,1



Initiale B – St. Marienthaler Psalter, um 1240